Bürgers Homerübersetzung.

Von



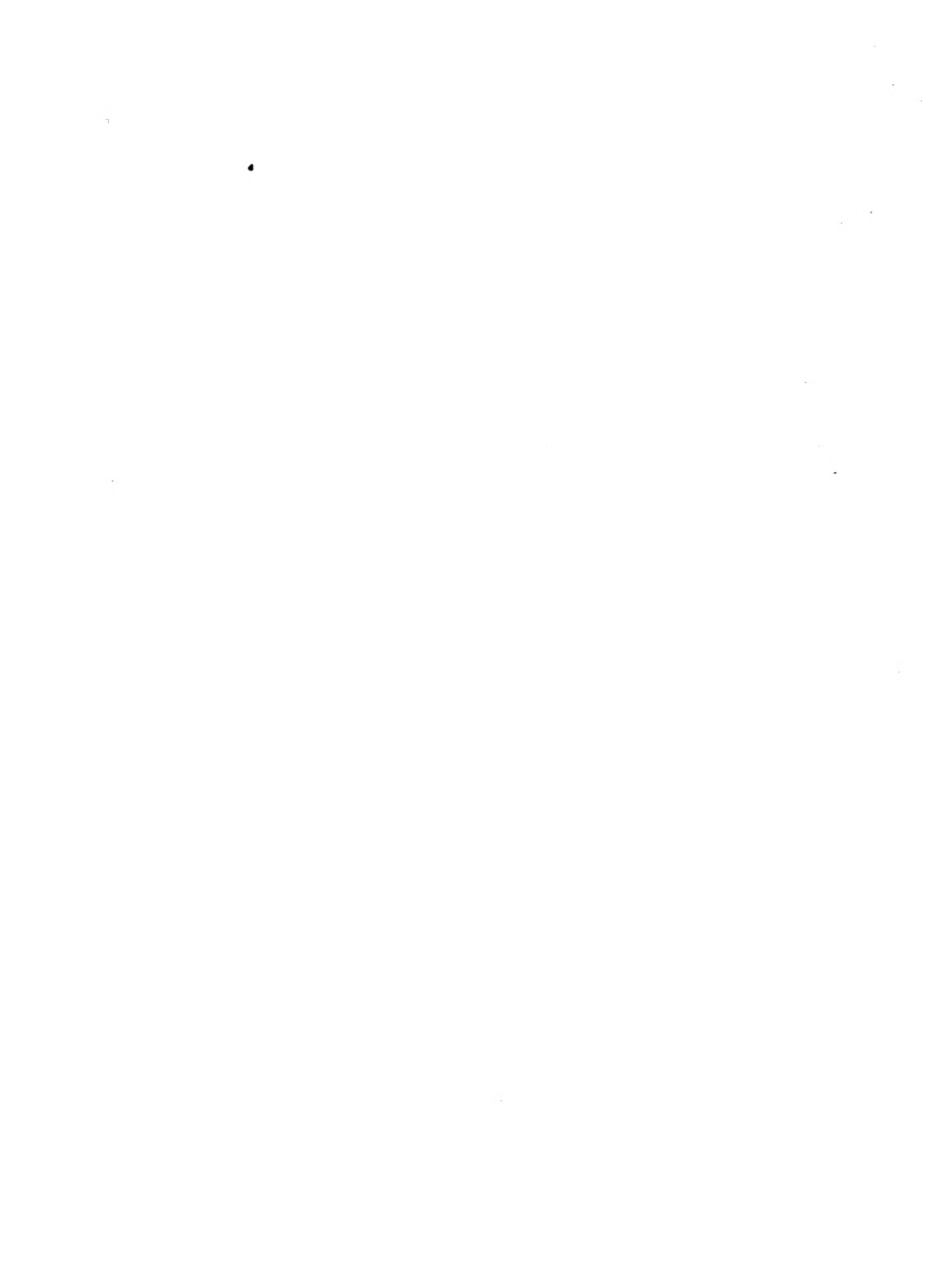
Dr. Otto Lücke,
Gymnasialoberlehrer.

Beilage zum Jahresbericht des Königlichen Ulrichs-Gymnasiums zu Norden.
Ostern 1891.



Norden.
Druck von Diedr. Soltau.
1891.

1891. Progr. Nr. 307.



Bürgers Homerübersetzung.

Schiller führt in seiner scharfen Kritik der Bürgerschen Gedichte bei aller Anerkennung ihres eigentümlichen Wertes die Mängel derselben auf die Persönlichkeit des Dichters zurück; seinen Produkten fehle nur deshalb die letzte Hand, weil sie ihm selbst fehle; nur die heitere, die ruhige Seele könne das Vollkommene gebären. Nicht wesentlich anders urteilt Herder kurz nach dem Tode des Dichters gelegentlich einer Anzeige von Althofs Charakteristik: „Er lernte vieles, nur nicht sich selbst bezwingen, anhaltend ausdauern, Maß und Zweck seiner Bestimmung kennen; er war also nie sein selbst mächtig." Daß hier die Grenze seiner Schaffenskraft lag, zeigt auch ein Werk, welches Bürger selbst zu manchen Zeiten als seine Lebensaufgabe ansah, und das jedenfalls neben seiner selbständigen Produktion ihn am meisten beschäftigte, seine Uebersetzung der Ilias. Schon äußerlich ist sie nie zum Abschluß gekommen; bald in Jamben, bald in Hexametern rang Bürger mit dem Original, aber beide Uebertragungen blieben Bruchstücke. Wie bei so manchem andern Plane fehlte es ihm auch hier an dem festen, in sich geschlossenen Willen, an der Ausdauer bei der Arbeit; sein „närrisches Aufgeschiebe", über das sein Freund Göckingk mit Recht spottet, läßt ihn nicht ans Ziel kommen, läßt andere ihm voraufeilen. Als Bürger dem letztern einmal wieder verspricht, ihn in Ellrich statt zu Weihnachten lieber im Frühjahr zu besuchen, will das für Göckingk ebensoviel heißen, als wenn er gesagt hätte: Sobald ich mit meinem Homer fertig bin. In vier verschiedenen Zeitschriften in einem Zeitraum von 13 Jahren hat Bürger die größere Hälfte seiner Bruchstücke selbst noch veröffentlicht[1]); andere sind später aus dem Nachlaß herausgegeben[2]). Es ist nicht gerade ein erfreulich Bild, dies im Ganzen doch fruchtlose Ringen eines Talents, das sich auch hier gern zur Meisterschaft erheben möchte, das so gern im frischen Wettlaufe den Kranz sich erjagte, der doch nur der ruhigen, ernsten Schritt vor Schritt vorrückenden Arbeit beschieden sein konnte. Immerhin ist von Bürger aber auch da zu lernen, wo er irrt; die weitgehenden Bestrebungen der siebenziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, um die Kenntnis und Erkenntnis homerischer Dichtung für unsere eigene Litteratur nutzbar zu machen, daneben auch die rein technischen Fragen des Metrums, wie sie damals weitere Kreise bewegten, das alles spiegelt sich vortrefflich wieder in seinen Versuchen.

Wann Bürger zuerst an eine Uebertragung Homers gedacht hat, ist nicht zu bestimmen; er selbst sagt: „Ein Knabe kann mit seinem Steckenpferde so vielerlei nicht vornehmen, als ich mit meinem Homer, schon ehe ich Ephebus war, gethan habe." Wir wissen nur, daß er jene ersten Versuche in wohltönender, kunstvoll geformter Prosa anstellte, in der er die Bewegungen der Natur auch im Gange der Periode ausdrücken wollte; an Jamben dachte er damals noch

---

[1]) Ich stelle sie gleich hier zusammen. I. Jambische Bruchstücke. a) I. 1—425 (= 1—303 im Original) und VI. 1—94 (= 1—65) in Klotz' Deutscher Bibliothek der schönen Wissenschaften. VI. Halle 1771. Ein und zwanzigstes Stück. S. 24—41. b) V. 1—357 (= 1—296) in Boies Deutschem Museum I. 1776. Leipzig. Weygand. S. 4—14. c) VI. in Wielands Deutschem Merkur 1776. Weimar. Zweites Vierteljahr. S. 147—168. — II. Hexametrische Bruchstücke: I—IV, einzeln in den Heften für Januar, Februar, April und Juni von Göckingks Journal von und für Deutschland. I. 1784. S. 48—63, 159—175, 361—370, 592—602.

[2]) Vollzählig zum ersten Male veröffentlicht von Reinhard in der Ausgabe von 1823 im dritten und vierten Bande. I. In Jamben: I. 426—861 (= 304—611), II. 1—148 (= 1—109), III., IV. 1—187 (= 1—147), V. 358—1145 (= 297—909) = Bohtz S. 145—158, 161—169. — II. In Hexametern: V. 1—698, XX. 1—291, XXII., XXIII. 1—106. = Bohtz S. 220—243.

nicht, und von einer Uebersetzung in Hexametern glaubte er, daß sie im besten Falle den Uebersetzer, aber nie und nimmer den Homer in seiner wahren und unvermummten Gestalt darstellen könnte. Diesen ersten Standpunkt des Dichters finden wir vertreten in einer interessanten Abhandlung, die er im Februar 1769 als Probeschrift dem Gesuche um Aufnahme in die Göttinger Deutsche Gesellschaft beifügte[1]). Diese Vereinigung war kurz nach der Gründung der Universität nach dem Muster von Leipzig entstanden und widmete sich auch nach der Erweiterung ihrer Aufgaben zu Anfang der sechziger Jahre immer noch in erster Linie der Pflege der deutschen Sprache; der durch seine Sinngedichte bekannte Mathematiker Kästner stand damals als Aeltester an ihrer Spitze. Kästner selbst befürwortet Bürgers Aufnahme mit der eigenen Begründung: „Ich glaube, ein Baum, der zu sehr ins Holz treibt, läßt sich allemal noch durch Beschneiden verbessern und ist mir lieber als einer, der an Mangel an Saft dürre steht.“ Wie treffend kennzeichnet das Urteil, das sich allein auf jene Abhandlung stützt, den damals einundzwanzigjährigen Jüngling, ja auch den künftigen Dichter! Aus der Probeschrift selbst geht wohl hervor, daß der Kreis, in dem sich die Uebersetzungsversuche Bürgers damals bewegten, noch klein war; wenigstens werden die Beispiele ausschließlich dem ersten und sechsten Buche entnommen, denselben Gesängen, aus denen Bürger zwei Jahre später seine ersten jambischen Proben giebt.

Wahrscheinlich bleibt es immerhin, daß er bereits einige Jahre früher in Halle durch seinen Lehrer Klotz die erste Anregung erhalten hat. Mit diesem durch Lessings und Herders Kritik genugsam bekannten, wissenschaftlich ungründlichen, sittlich aber mehr als zweifelhaften Charakter war der junge Student in nähern persönlichen Umgang geraten, der sich auch nach Göttingen in einem brieflichen Verkehr fortsetzte. Auch Klotz empfahl damals eine prosaische Uebertragung Homers, und Bürger bezieht sich auf ihn in seiner Probeschrift; wo diese Beziehung nicht deutlich genug ist, vergißt Kästner nicht am Rande spöttisch hinzuzufügen: einige unserer besten Kunstrichter, d. i. auf deutsch Klotz und Riedel. In dem Bestreben, Schule zu machen und durch seine Schüler seinen eigenen Einfluß zu stärken, treibt Klotz bald den jungen Dichter an, sich bei seinem Plane nicht von andern den Rang ablaufen zu lassen, und auf seinen Reisen sucht er Bürger selbst und sein Vorhaben nach Kräften bekannt zu machen. Ihm verdanken wir das Heraustreten der ersten Probe von Bürgers jambischer Ilias im Frühjahr 1771. Klotz weist der Arbeit seines Schülers nicht nur eine Stelle in seiner Deutschen Bibliothek an, sondern er unterläßt auch nicht, sie mit einigen tönenden Worten einzuführen, in denen er den Geschmack, die Gelehrsamkeit und Einsicht des Verfassers hervorhebt; er sei der berufene Uebersetzer Homers. Bürger selbst schickt seinen Proben voraus eine ausführliche Abhandlung „Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Uebersetzung des Homer.“ Die Form, in der er hier seine Ansichten vorträgt, ist, wie man leicht sieht, eine gereiftere als zwei Jahre vorher; sachlich steht er jetzt unter der Einwirkung von Herders Fragmenten und seinen Kritischen Wäldern; aber geändert hat sich seine Ueberzeugung eigentlich nur in der Frage des Metrums. Jene Versuche in Prosa erklärt er jetzt für mißglückt; statt dessen empfiehlt er als das einzige, der deutschen Sprache gemäße Versmaß den aus der englischen Poesie übertragenen Vers des Dramas, den reimlosen fünffüßigen Jambus. Freilich, so zuversichtlich sonst seine Vorschläge sind, sie enden doch mit der Klage, daß ein guter deutscher Homer aus äußern Gründen schwerlich zu erwarten stünde. Der Uebersetzer müsse seine Arbeit als sein Lebenswerk ansehn, in ihr leben und weben können; das befördere aber in Deutschland kein Fürst und kein Publikum. Die Proben, die Bürger anschließt, aus jenen zwei Büchern entnommen, sind wenig umfangreich, sie sind später überarbeitet und nur in der neuen Gestalt in Bürgers Werke übergegangen. Es war ein kleiner Anfang, dessen Fortsetzung lange auf sich warten ließ.

Klotz versäumte nicht, im selben, letzten Bande seiner Zeitschrift noch an zwei Stellen[2]) auf die Bürgerschen Proben zurückzugreifen und bald das Metrum zu loben, das den Homer den Söhnen Germaniens „fast nationell“ mache, bald die „körnichten, alten Wörter“, die dieser Uebertragung den Eindruck des Antiken, des Originellen wahrten. Dennoch scheinen diese ersten

---

[1]) „Etwas über eine deutsche Uebersetzung des Homers“, veröffentlicht von Kluckhohn in Schnorrs Archiv für Litteraturgeschichte XII. (1884) S. 70—83.

[2]) S. 232, 638.

Proben bei der geringen Verbreitung der Deutschen Bibliothek nicht in größere Kreise gedrungen zu sein. Dahingegen hatte Klotz persönlich seinem Schüler schon eine Zeitlang vorher die Aufmerksamkeit Gleims gewonnen; der zieht sogleich eingehende Erkundigungen über Bürgers Persönlichkeit bei dessen Freund Boie ein, und neben dem Dichter des Dörfchens ist es nun stets der Uebersetzer Homers, für den der gute Kanonikus seine Pläne schmiedet, um ihn von den vielfach drückenden Göttinger Verhältnissen loszureißen und ihm die nötige Muße zur Vollendung der Ilias zu verschaffen. Aber auch als Bürger in Gelliehausen eine amtliche Stellung gefunden hat, muß er bald klagen, daß sein armer Homer bestaubt daliege, daß er ihn hier mit keiner Zeile fortsetzen könne. Die Lage, in die er sich hineingesetzt, war wenig tröstlich, aber auch sonst gehört ein energisches Festhalten an der Arbeit, die er sich vorgenommen, nicht zu den Tugenden Bürgers. Die Stimmung wechselt: bald fühlt er wie Lessing nicht die lebendige Quelle dichterischer Schaffenskraft in sich und verzweifelt an seinem Können, bald wieder spannt er den Bogen höher, von allen lyrischen Tändeleien, den kleinen Almanachsfächelchen, dem „Liedergehecke" möchte er sich frei machen und der erhabenen Aufgabe wahrer Poesie gemäß nur im Epos und im Drama leben. An Versuchen, den Dichter vorläufig bei seiner Arbeit am Homer festzuhalten, fehlt es seitens der Freunde des Hainbundes keineswegs, sie sehen alle, mehr oder minder, mit Ausnahme Boies, hier seine Lebensaufgabe. Boie selbst hat nicht nur, offenbar unter dem Einfluß von Klopstock und Voß stehend, seine abweichenden metrischen Ansichten, er fürchtet, Bürger würde durch Uebersetzungen sein Talent verzetteln und somit nicht zu einer größeren eigenen Dichtung kommen, die er von ihm erwartet. Im Uebrigen ging wohl das von Bürger in den nächsten Jahren fertig Gestellte nicht wesentlich über die Teile hinaus, die sich in seinem Nachlaß aus den vier ersten Büchern vorgefunden haben; nur muß er daneben im sechsten Gesang weiter gearbeitet haben, den Klotz bereits in seinen Homerischen Briefen als den vollkommensten der Ilias hinstellen möchte. Gleim hat bereits im September 1771 [1]) ein Bruchstück aus der Abschiedsszene zwischen Hektor und Andromache zu Ende des Buches vor sich, und dasselbe sechste Buch im Ganzen gedenkt Bürger auf Boies Veranlassung seiner interessanten Szenen wegen anderthalb Jahre darauf an Wieland einzuschicken. Dazu kommt es nun freilich vorläufig nicht, und auch sonst können ihn seine Freunde nicht dazu bringen, durch derartige Proben sein Werk zu empfehlen; die Politur macht ihm zu viel Mühe, und es fehlt ihm an Zeit. Nur einmal, im April 1773, als er auch für sich einen neuen Frühling hofft — es ist das Jahr der Lenore —, macht er eine Ausnahme: Cramer giebt er ein Fragment mit, wahrscheinlich den ersten Teil des zweiten Buches, zur Besorgung an den Herrn und Meister des Hains, an Klopstock. In dem kurzen Begleitbriefe ruft er ihm wie einem Könige sein unbedeutendes: Hier bin ich! aus dem Haufen seiner Verehrer zu; von ihm will er über sein Werk den höchsten Spruch Rechtens einholen, und ahnungsvoll warte er darauf wie der, der auf Antwort aus Dodona wartet. Daß nun freilich Klopstock eine jambische Uebersetzung nicht ohne weiteres gutheißen würde, konnte Bürger von vornherein wissen, und so zeigt denn auch die lebhafte Schilderung Cramers neben manchem „Löbchen" über Bürgers Probe und über Cramers eigene, geschickte, mehr die Prosa nachahmende Vortragsweise, daß Klopstock doch seine Bedenken hatte, das Werk unter seine Fittige zu nehmen; er versprach aber, an Bürger Anmerkungen darüber einzuschicken [2]).

In jener Zeit mag vielleicht die kurze Zueignung „An Klopstock, den Dichter, und Lessing, den Kunstrichter" niedergeschrieben sein, die Reinhard [3]) aus dem Nachlaß veröffentlicht:

Mich wärmte der Gedank' an Fürsten, die
  Nichts als geborne Fürsten sind, noch nie.
Doch dacht' ich Euch, Ihr Edlen, dann entschwoll
  Mein Herz, des süßen Vaterlandes voll.
Drum weiht' ich Euch — weg, kalter Fürstendank! —
  Des Mäoniden ewigen Gesang.

---

[1]) Adolf Strodtmann: Briefe von und an Gottfried August Bürger. Berlin 1874. I. 83. 85.
[2]) Strodtmann I. 96. 102 ff.
[3]) Ausgabe von 1823. III. S. VII.

So gehen volle fünf Jahre hin, ehe Bürger dazu kommt, eine zweite Probe zu seinem Homer zu veröffentlichen. Ende September 1775, unmittelbar nachdem der Dichter aus dem Hause seines Schwiegervaters in sein eignes, neues Heim zu Wöllmershausen gezogen ist, da faßt er wieder einmal frischen Lebensmut, sein Köcher rasselt wieder goldner Pfeile voll; und so will er denn seinem Freunde Boie als seinen ersten Beitrag zum Deutschen Museum, das dieser mit Dohm zusammen herausgeben wollte, ein mit möglichstem Fleiße ausgearbeitetes Buch der Ilias senden. Freilich auch dies Mal wird bald unter neuem Aerger und Verdruß aus dem ganzen Buch zunächst ein halbes, und auch das wird nicht ganz fertig, aber Boie kann doch zu Anfang des nächsten Jahres an der Spitze des ersten Jahrgangs seiner Zeitschrift — a Jove principium, wie Boie meint — die Uebersetzung von dem ersten Drittel des fünften Buches bringen. Die neue Probe wird dies Mal eingeleitet durch einen kurzen, in recht burschikosem Ton gehaltenen „Prolog ans deutsche Publikum“. Trotzig frägt Bürger an, ob es einen solchen Homer wolle oder nicht. Seinen ersten, wohl noch unvollkommenen Versuch hätte man fast tot geschwiegen; jetzt seien ihm die Schwingen besser gewachsen; er hätte aber keine Lust, für den Kaltsinn oder gar Undank des kargen, armen deutschen Publikums ohne Nutzen Kraft und Saft seiner Jugend aufzuopfern und sich obenein der Schmähsucht seiner Kritiker, der „glatzigen, triefäugigen, bucklichen, kurz gottesjämmerlichen Thersite“, auszusetzen. Er vergißt nicht, die Schwierigkeit einer Homerübersetzung ins Licht zu stellen, bei der man sich „bleich, hager und halb schwindsüchtig“ grüble; dazu hätte er dies Mal absichtlich einen weniger interessanten Gesang gewählt, dem so sehr als irgend einem der Vorwurf langweiliger Schlachterzählungen gemacht werden könnte. Wem diese Probe gefiele, der könne ihm dreist glauben, daß er die ganze Ilias nicht schlechter verdeutschen könne. So erwarte er denn ohne Ziererei aus dem Munde der Edlen und Weisen die Antwort; die müßten wie Odyssens ihre güldnen Zepter auf die Höcker der Schreier herabschwingen; sonst würde er es mit dem bereits fertigen Teil seiner Arbeit machen, wie Pandaros mit seinem Bogen; auch er würde sein nichtiges Gewerk zerreißen und lichterloh verbrennen[1]). Gegen die böse Schar der zunftmäßigen Kritiker hält er wie einen Schild vor das leise veränderte Motto aus Klopstocks Wingolf:

Des spott ich, der's mit Klüglingsblicken
Richtet und kalt von der Glosse triefet,

denselben Spruch, den er schon gern über seine Lenore gesetzt hätte.

So hatte denn Bürger die zweite Probe in die Welt gesandt; man wurde jetzt auch auf seinen Homer aufmerksamer, schon um des willen, weil er mittlerweile als Dichter sich einen größern Kreis erobert hatte. Zuerst läßt wiederum Gleim seinen Beifall laut werden, auch er will gern seinen kleinen, goldnen Zepter mit erheben und auf die Höcker der Schreier schlagen[2]). Durch Boie erhält Bürger über die Stimmung in Göttingen und Hannover günstige Nachrichten, und auch sonst laufen viele schmeichelhafte Briefe ein, die ihn zur Fortsetzung ermuntern. Nichts aber hat ihn in jener Zeit mehr erfreut und stärker auf ihn gewirkt als der Zuruf aus Weimar, den Goethe im Februarheft des Deutschen Merkur abdrucken und durch seinen Diener Seidel an Bürger einschicken ließ[3]). Die von Goethe entworfene Adresse war von den vier fürstlichen Persönlichkeiten und von den hauptsächlichsten Gliedern des Hofstaats, auch von Wieland und Knebel unterzeichnet und gab als Antwort auf Bürgers Anfrage die Meinung des Weimarer Hofes dahin ab: „Daß Bürger Dichter ist, sind wir alle überzeugt; daß er den Homer ganz fühlen kann und innig lieben muß als einer, der selbst die größten epischen Anlagen hat, konnte man auch schon vermuten; daß Homers Welt wieder ganz in ihm auflebt, alles Vorgebildete lebendig, alles Lebende strebend wird, sieht man mit einem Blick auf die Uebersetzung mit zehn Versen in dem Original verglichen. Drum wünschen wir, daß er möge in guten Humor gesetzt werden fortzufahren; daß er, nicht Belohnung seiner Arbeit, denn die belohnt sich selbst, sondern thätige Aufmunterung, Erfreuung und Erfrischung seines bürgerlichen Zustandes vom Publiko erhalten möge. Denn es wird sich so leicht nicht wieder finden, daß ein Dichter von dem Gefühl

---

[1]) V. 214—216.
[2]) Str. I. 276.
[3]) Str. I. 281 f.

so viel Liebe zu eines andern Werk fassen mag, und der glückliche Uebersetzer so viel Thät- und Stätigkeit habe, auch der standhafte Uebersetzer zu werden. Er fahre fort mit Lieb und Freude der Jugend, pflege Rat über sein Werk mit denen, die er liebt, denen er traut; lasse sich durch keine Kleinelei hindern und, wie sie sagen, zurecht weisen; strebe nach der goldnen, einfachen, lebendigen Bestimmtheit des Originals: kurz thue das Seinige!" Daran schloß sich der Vorschlag, daß sie ihm eine nicht unbedeutende Geldsumme übersenden wollten, sobald er erklären könne, er sei entschlossen, fortzufahren und die Ilias zu vollenden; sie erwarten aber ausdrücklich für diesen Beitrag kein Exemplar, sondern begnügen sich mit dem Bewußtsein, zu etwas Ungemeinem mit Anlaß gegeben zu haben.

Das außergewöhnliche Vorgehen der Weimarer mag mehrfach Anstoß erregt haben, den stärksten wohl bei dem alten Bodmer, der ganz in der Stille schon lange Jahre an seinem Homer gearbeitet hatte und nur noch auf einen Verleger wartete. Jetzt fürchtet er, ihn im Pult behalten zu müssen, da „Bürgers travestissement das Zujauchzen Wielands und Goethes hat, die itzt das deutsche Publikum sind"; aber er tröstet sich mit der Hoffnung, daß seine eigne Arbeit ein solches Lob Goethes nicht verdiene. Bürger scheint ihm sein Original getroffen zu haben, wie nach den Worten seiner eignen Probe Meriones den Phereklos[1]); ja in ohnmächtigem Zorn, wie er ihn etwas polternd in seinen Briefen an Schinz[2]) entlädt, versteigt er sich bis zu dem Worte: „Entweder muß in Deutschland eine notorische Barbarei entstehen oder Wieland, Herder, Goethe fallen." So lebhaft wie die Adresse hier wirkte auf den verdienten Patriarchen, der das tumultuarische Treiben der jungen Genies nicht mehr verstehen konnte, ebenso lebhaft wirkte sie auf den, dem sie galt; sie war stark genug, um den glücklichen Uebersetzer für dieses Jahr zu einem etwas standhafteren zu machen, um Bürgers Interesse für den Augenblick in weit höherem Maße bei Homer festzuhalten. Goethe selbst antwortet er in der ersten begeisterten Freude, wie wenn er ein neuer Mensch geworden wäre; er „wandelt wieder in der Kraft Gottes und schnaubt den lebendigen Odem, den ihm Gott in die Nase geblasen[3])." Boie ruft er frohlockend zu: „Ist wohl schon ein solches in unserm werten Vaterlande erhört worden? Boie, Boie! Was für güldne Zeiten werden wir nicht noch erleben!" „Freilich — so fügt er in einem Briefe an Gleim bei — Wieland und Goethe wirken nicht mit ihrer lebenden und strebenden Kraft in alle Höfe[4])." Auch das Geld könne er brauchen, denn wenn einem auch Zeus Kronion den Geist erhöbe, um wie Glaukos güldne Waffen gegen eherne zu vertauschen, so hemmten doch gleich hundert irdische Bedürfnisse den Flug des Geistes. Nichts wünscht er sehnlicher, als im Interesse seines Homer der ewigen juristischen Faustarbeit ledig zwei bis drei Jahre in den Gefilden zwischen Simois und Xanthus Fluten mitten im Getöse der Heldenschlachten leben und weben zu können. Die friedlichere, der Arbeit günstige Stimmung sucht Goethe in jener Zeit durch seinen persönlichen Zuspruch zu stärken: „Laß Dir's in Deinem Wesen leidlich sein, daß Dir's auch einmal wohl werde! Freu' Dich der Natur, Homers und Deiner Deutschheit! Uebersetz', wenn Dir's recht behaglich ist[5])." Und so macht sich denn Bürger auch ans Uebersetzen; ja im ersten Feuer hofft er in drei oder vier Bändchen, in drei, höchstens vier Jahren mit der Ilias fertig zu werden. Den Schluß des fünften Buches will er anfangs schon fürs Maiheft Boie in seine Zeitschrift geben, um daran sofort die öffentliche Subskription anzuschließen. Der Plan zerschlägt sich; das Buch wird erst im Oktober fertig und ist im Museum nie erschienen; statt dessen übersetzt er den sechsten Gesang und reicht diesen im April zur kritischen Durchsicht und zur etwaigen Veröffentlichung im Merkur an Wieland ein. Der letztere antwortet sofort besonders verbindlich, er lobt unter Zustimmung Goethes die Wahl des Jambus, die Hereinziehung der altdeutschen Worte, den Ton des Ganzen und fordert ihn auf, seine Ansichten über das Metrum gelegentlich in einem kleinen Sendschreiben an Goethe oder an Wieland selbst im Merkur zu veröffentlichen[6]). Auch dies Lob spornt wieder, Bürger ist im Mai, als das sechste Buch, von Goethe durchgesehen,

---

[1]) Nach Bürgers Zählung V. 80 f.; man vgl. die delikatere Uebersetzung Bodmers.
[2]) Goethe-Jahrbuch V. (1884) S. 202 ff.
[3]) Str. I. 283.
[4]) Str. I. 285. 284.
[5]) Str. I. 293.
[6]) Str. I. 304 f.

im Deutschen Merkur erscheint, eifrig am Homerisieren, wie er an Boie schreibt; bis Michaelis hofft er die ersten acht Gesänge und damit den ersten Band fertig zu haben; über all die ewigen Bedenken hinaus wächst ihm die Begeisterung für seine Arbeit. „Mein lieber Boie — so schreibt er am 9. Mai[1]) —, ich muß auch bei dieser Gelegenheit sagen, daß, je tiefer ich in den Homer dringe, je mehr ich den göttlichen Vater der Dichter in ihm erkenne. Tausend und aber tausend Leser, wenn er so viel hat, können ohnmöglich so wie ich von dieser Wahrheit überzeugt werden. Die Tiefe und der Reichtum seines Genies läßt sich gar nicht mit Worten beschreiben, sondern kann nur gefühlt werden von dem, der vor diesem Wunder Gottes stehet und seine lange, stille Betrachtung drauf heftet. Dies nähret meinen Geist dergestalt, daß er sich noch einst stark genug fühlen wird, Dinge zu unternehmen, die ich ehemals für unmöglich gehalten hätte." Zugleich geht er ganz auf in den geschäftlichen Sorgen um die Herausgabe seiner Uebersetzung; den ganzen Sommer hindurch wird eingehend mit Weygand verhandelt über die Art des Druckes und der Subskription, Göckingk und Boie, auch die Weimarer Freunde werden zu Rat gezogen.

Trotz alledem ist der Höhepunkt seines Interesses an der Arbeit schon wieder überstiegen; bereits im Juli hat sich der Termin für jene acht Gesänge um ein ganzes Jahr hinausgeschoben; es mehren sich von neuem die alten Klagen über das leidige Amt, das ihn so schon immer eines langsamen Todes sterben ließe und ihm bei seinem Homer erst recht hinderlich wäre; aus seinem isolierten Winkel sehnt er sich hinaus auf den vollen Markt des menschlichen Lebens, um da Lust und Liebe zu finden zu einem eigenen, großen Gedicht im Volkstone. Dazu will er sich nähren mit der Kraft Homers, Shakespeares, Ossians und Ariosts, und wenn er die dann verdaut und wie die jungen Vögel seine Flügel an Romanzen genugsam versucht hat, dann will er seinen größern Flug wagen, dann soll selbst Boie eingestehen, daß seine Arbeit am Homer kein bloßer Zeitverlust war. Man sieht, die Arbeit, die er vorhat, ist ihm jetzt nicht mehr Selbstzweck; er greift in seinen Plänen schon wieder darüber hinaus, und so läßt er sie denn auch bald liegen. Im Jahre 1776 erscheint noch — immerhin die dritte Veröffentlichung des einen Jahres — der von Wieland gewünschte Aufsatz: An einen Freund über die deutsche Ilias in Jamben. Mitte Juli ist er bereits flüchtig hingeworfen, im August wird er an Wieland eingesandt und im Oktoberheft des Merkur gedruckt.

Freilich die Zeit für diese überaus scharfe, nochmalige Verteidigung des jambischen Metrums war schlecht gewählt. So eben bewies Bürger, daß eine deutsche Ilias in Hexametern das fatalste Geschleppe, die unangenehmste Ohrenfolter sein würde, daß sich so weder Deutschheit noch Griechheit hineinbringen ließe, daß nach seiner festen Ueberzeugung jeder nur seine und Homers Schande an Hexametern arbeiten werde, und zu gleicher Zeit erwuchs ihm aus dem Kreise der Brüder des Hains in dem jüngern Stolberg ein Nebenbuhler, der nun gerade im Versmaß des Originals die Ilias energisch in Angriff nahm, und von dessen erster Probe der vorsichtige Boie dem Freunde gegenüber urteilte, daß sie selbst ihm herrlich zu sein schiene. Jener Aufsatz war bereits abgeschickt, aber noch nicht erschienen, da erhält Bürger zuerst durch Boie, dann durch Voß die bestürzende Nachricht; der zwanzigste Gesang der Ilias, die Theomachie, solle bereits im Novemberheft des Museums[2]) erscheinen, die ersten sechs Bücher seien ebenfalls fertig und würden zu Ostern herauskommen. Bürger war gerade von den „groben Schweizern" durch eine Recension seines Homer, eine „Anschnarchung",[3]) schwer geärgert; er schmiedet Rachepläne, da ersteht ihm urplötzlich in seinem Freunde ein so gefährlicher Gegner. Wir wissen heute, daß es ein früherer, ihm längst lieb gewordener Plan war, an dessen Verwirklichung Stolberg damals heranging. Schon als Knabe hatte er den Homer aus der Popeschen Uebersetzung kennen gelernt und sich vorgenommen, dereinst Griechisch zu lernen, um ihn in die Muttersprache zu übertragen. Als Bürger seine Lenore schuf, trieben die beiden Stolberge in Göttingen eifrig ihr Griechisch[4]), zunächst an der Odyssee, dann an der Ilias, im Ganzen nach demselben Rezept,

[1]) Str. I. 308.
[2]) S. 957—982.
[3]) Beiträge in das Archiv des deutschen Parnasses. II. 283.
[4]) Man vergleiche das parodische Gedicht Cramers bei Strodtmann I. 83 und das wohl aus dieser Zeit stammende Scherzwort des Bundes: Vater Ompock.

wie es anderthalb Jahre später Goethe in einem Briefe an Sophie Laroche einem jungen Baron verabreicht. Dann kommt eine kurze Wanderzeit; im Sommer 1775 lesen die Brüder in des alten Bodmer immer noch ungedruckter Uebersetzung und freuen sich mit ihm an homerischer Simplicität; Bodmer ist ganz entzückt über das rege Interesse seiner jungen Freunde und möchte am liebsten mit ihnen eine homerische Sekte anbauen, wie Lavater seine gottselige[1]). Nach der Heimkehr macht sich dann der Jüngere in frischer Begeisterung, obenein durch Meister Klopstocks Beispiel und Widerspruch angeregt, an seine eigene Uebersetzung. Und er geht nach seiner Weise pfeilgerade auf sein Ziel los. „Ich übersetze die Iliade ganz." Auf diese kurze Ankündigung und auf einen dankbaren Aufblick zu Klopstock hatte er sich in seinem Vorwort im Museum beschränkt. Wie ganz anders aber arbeitet er, feuriger, konsequenter, freilich auch weniger durch widrige Schicksale gehindert als Bürger! Im Januar 1778 ist bereits das ganze Manuskript in Voß' Händen, der den Druck besorgen und dessen Ertrag zu seinem Nutzen, zur Einrichtung seines eignen Herdes verwenden soll, und noch im selben Jahre erscheint die Stolbergsche Ilias in zwei Oktavbänden „unter Trompeten- und Paukenschall und dem Jubelgeschrei und Io triumphe der ganzen Klopstockischen Nation", wie Wieland an Merck schreibt[2]).

Die Wirkung dieser unerwarteten Gegnerschaft ist für Bürger um so niederschlagender, da er so eben noch jenen „antihexametrischen" Aufsatz abgeschickt hatte, dessen Veröffentlichung er nicht mehr hindern konnte; seine Furcht, daß sein Nebenbuhler die scharfen Worte auf sich persönlich beziehen könnte, benimmt ihm Boie, der Stolberg die Sache durch Voß klar legen läßt. Immerhin bleibt zunächst bei der leidenschaftlichen Art Bürgers eine scharfe Verstimmung, daß gerade Stolberg ihm so in den Weg träte, und dazu eine Ratlosigkeit, was er thun soll. Anfangs herrscht die kriegerische Stimmung vor. Sofort nach der Nennung des Namens schreibt er an Boie[3]): „Fritz, Fritz! Du fällst mir übermütig in meine vier Pfähle und wirfst mir den Handschuh vor die Füße. Ich muß ihn aufnehmen und Dir mit meiner ganzen Kraft begegnen. Wehe mir oder Dir nach dem Kampfe!" Und wenige Tage später[4]): „Mit Fritz gelüstet mir der Kampf. Ich faß ihn mit meinem ganzen Vermögen. Sieg oder Tod! Das ist die Losung." Gleichzeitig sendet er eine öffentliche Herausforderung in homerischem Heldentone, in eben jenem englischen Blank-Vers, eine Bravade oder Heroide, wie er es nennt, an Boie ein; in seiner Erregung will er sie sofort hinter die Stolbergsche Probe ins Museum setzen, aber auf Boies verständigen Rat erscheint sie erst im December[5]). Gar trutziglich klingt's heraus:

So gelt' es dann! Sieg gelt' es oder Tod!
Denn wisse, keinem Knaben sprichst Du Hohn,
Der seine ersten Waffen schwankend prüft.
Straff sind die Sehnen meiner Jugendkraft;
Ich bin gewandt zu ringen; meinem Arm
Ist Phoebus' güldnes Schwert ein Halmenspiel;
Den Silberbogen des Ferntreffenden
Weiß ich zu spannen, treffe scharf das Ziel;
Mein Köcher rasselt, goldner Pfeile voll.
Wer mag einher in meiner Rüstung gehn?
Es gelte, Fritz! Sieg gelt' es oder Tod!

Aber neben dieses Gefühl mutigen Trotzes stellt sich doch gleichzeitig das der Verzagtheit. Er müsse seinem Gegner zugestehn, daß er mit seiner Probe geschickter gewählt hätte als er, der als ehrlicher Kauz im fünften Buche gerade das langweiligste gegeben. Immer wieder meint er gegenüber den Freunden, die ihn beruhigen wollen, er selbst würde an Stolbergs Stelle anders gehandelt haben; noch jetzt würde er gern dem Trotzer aus dem Wege treten, wenn ihn nicht die Ehre bei den Haaren auf der Bühne hielte. Unmutig klagt er dann wieder Voß gegenüber, durch seine Bravade gebunden zu sein, erst alle die vielen Schlachten von Ilion durchfechten zu

---

[1]) Goethe-Jahrbuch V. (1884) S. 193. 195. 198 f.

[2]) Briefe an und von Johann Heinrich Merck. Eine selbständige Folge 2c. Herausgegeben von Karl Wagner. Darmstadt 1838. S. 142.

[3]) Str. I. 351.

[4]) Str. I. 353.

[5]) S. 1062 f.

müssen, ehe er an seinen alten Lieblingsplan, an ein eignes episches Gedicht in großem Stil gehen könne; „all das Antike und salva venia Klassische“ will ihm nun schier unverdaulich vorkommen. Er muß sehen, daß selbst seine nächsten Bekannten an seinem letzten Aufsatz im Merkur Anstoß nehmen, daß Klopstock gegen denselben öffentlich auftritt[1]), daß es mit dem Verlage stockt, daß schließlich die besten Freunde seine Proben immer nur als gleichberechtigt hinstellen wollen neben das Werk seines Gegners, für ihn, den langsam Arbeitenden, ein schlechter Trost! Im Museum, in derselben Zeitschrift, die eben auch seine Probe gebracht hatte, wird im Märzheft 1777 mit vollem Ton die Stolbergsche Uebersetzung gepriesen als etwas, was man nie zu hoffen wagte, was man für unmöglich hielt, „einen deutschen Homer, so nah an der Stärke, an dem Leben, an der Wahrheit, an dem Adel!“ Bürgers eignes Urteil über die Verse des Nebenbuhlers schwankt je nach der Stimmung; was für ein Abstand zwischen den ersten Aeußerungen des Unmuts und dem spätern Bekenntnis in dem Vorbericht zu seiner eigenen hexametrischen Uebertragung! Im Januar 1777 schreibt er bereits in etwas milderer Stimmung an Boie, wenn seine Ilias nur in sich nicht gemein und schlecht würde, sei er versichert, daß sie mit der Stolbergschen gleichen Schritt nach der schönen, großen Ewigkeit halten würde, wenn anders Uebersetzungen soweit marschieren könnten. Es scheint eine Zeit lang, wie wenn er wirklich den friedlichen Wettstreit annehmen will, zu dem ihn in freundlicher, vornehm ruhiger Art Stolberg in seiner Antwort[2]) auf die Bravade auffordert. Schon hätte er entgegenzürnen wollen, so erwiedert Stolberg in dem Metrum seiner Uebersetzung, im Hexameter, da hätte ihn Pallas Athene gefaßt bei den goldnen Locken wie einst den Achill; entrückt wäre er plötzlich zu dem blumigen Hange des Helikon, seine Leier tönte nicht mehr wie Donner, sondern wie leises Lispeln des Schilfes, und ihm selbst pflückte die Göttin der Weisheit den Oelzweig, den er dem Gegner jetzt reiche:

Siehe, zwar kränzen uns Locken der Jugend, doch rauschet der Lorbeer
Ueber den Locken; es kühlt die Palme den Schweiß an der Stirne.
Früh betraten wir beide den Pfad des ewigen Ruhmes,
Früh erreichten wir beide das Ziel: Auf trotzenden Felsen
Stehn wir und lächeln entgegen dem Strome der kommenden Zeiten.
Hier besuchen uns oft Kronions liebliche Töchter,
Lehren uns oft die eigne Leier beseelen und bringen
Oft herab vom Olymp die Harfe des Mäoniden.
Laß uns beide das heilige Lied des göttlichen Greisen
Unserm Volke singen; wir lieben den Göttlichen beide! —
Freund, gehabe Dich wohl! Ich kenne die rufende Stimme,
Höre wiehern die feurigen Ross' am flammenden Wagen;
Siehe, mir winket die Mus'; ich folge der winkenden Göttin.

Aber dem Heldengange Stolbergs folgte der Gegner doch nicht. Manche neue Last im Amt und im Hause, auch wohl die Uebernahme des Göttinger Musenalmanachs, noch mehr die Sammelausgabe der eigenen Gedichte mag ihn zunächst abgelenkt haben, ja zeitweise verdrängt auch bei ihm Ossian den Homer, aber vor allem konnte er sich selbst immer weniger der Erkenntnis verschließen, daß er, wie er sich später ausdrückt, in Jamben wohl ein leidliches Gedicht zu Stande bringen könne, aber nie und nimmer Homers Ilias, und wenn er auch uneingeschränkter Beherrscher beider Sprachen wäre. Noch ehe er die Stolbergsche Probe gesehn, hatte er sich zur eignen Vergleichung und ursprünglich auch zur öffentlichen Gegenüberstellung in seiner Weise an denselben zwanzigsten Gesang gemacht und wenigstens die Hälfte vollendet; in seinem Nachlaß hat sich von dieser jambischen Uebersetzung nichts gefunden, wohl aber kehrte er bei seinen spätern hexametrischen Versuchen zu diesem Buche zurück und übertrug die erste größere Hälfte nunmehr in gleichem Versmaß wie Stolberg. Jener zwanzigste Gesang scheint, abgesehen von einigen Versen aus dem vierzehnten Buche, die er später, Boie zu Liebe, übersetzte[3]), der

---

[1]) In einem Aufsatz „Vom deutschen Hexameter“ in den 1779 erschienenen Fragmenten über Sprache und Dichtkunst = Werke (Göschen) X. 57—159.

[2]) Im Märzheft 1777 des Deutschen Museums. Beide Gedichte sind gemeinsam aufgenommen in die Sammlungen der Gedichte Bürgers (Sauer S. 287—290) wie Stolbergs.

[3]) Oktober 1777; XIV. 214—220 = Str. II. 170 f. Die Erinnerung an diese Verse schuf später das Gedicht: An Adoniden (Sauer S. 118 f.).

letzte jambische Versuch geblieben zu sein. Im November 1778 macht Boie den Freund noch aufmerksam auf eine Recension in Weißes Neuer Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste[1]), in der „auch vielleicht einiges gesagt würde, das Beherzigung verdient." Es ist eine verständige Kritik des ersten Bandes vom Museum und besonders der Bürgerschen Probe. Die drei angreifbaren Punkte: das jambische Metrum, das Suchen nach veralteten und provinziellen Ausdrücken, schließlich die mangelnde Rücksicht auf das Ohr bei den beliebten Kraftworten werden klar herausgehoben, und wenn Bürger auch schließlich das Kompliment gemacht wird, daß man ihn vorzüglich für einen Mann halte, „der den Homer übersetzen und die unendlichen Schwierigkeiten dabei übersteigen kann", so läßt der Recensent doch darüber keinen Zweifel, daß ihm die vorliegende Probe noch nicht genüge. Stolbergs Auftreten wird übrigens auch hier beklagt: „ein Mann von Kopf, der seinen Ruhm lieb hat, bekommt durch eine solche Emulation keinen Sporn, es besser zu machen — er hätte es ohnehin aus allen seinen Kräften gut gemacht — sondern tumultuarischer dabei zu verfahren, damit er zuerst kommt; und eine Uebersetzung des Homers verlangt schlechterdings Geduld und langen Fleiß." Aber das Zuerstkommen war schon vorbei; im selben Jahre erschien außer Stolbergs Ilias endlich auch die Bodmersche Uebertragung beider Epen; daß das die Aussichten für Bürger wiederum verminderte, war klar. Ihm, der schon in seiner Ueberzeugung schwankend geworden war, schwand auch die Wahrscheinlichkeit eines annehmbaren äußeren Erfolges; und so kann ihn denn jetzt selbst nicht die früher so wirksame Aufmunterung von Seiten der Weimarer zu einem energischen Fortführen seines Planes veranlassen.

Namentlich ist es Wieland, der sich voll auf Bürgers Seite stellt gegenüber Stolberg. Schon im November 1776, als er ihm die Einrückung seines Aufsatzes in den Merkur mitteilt, fordert er ihn, zugleich in Goethes und Herders Namen, auf, trotz Stolberg seinen „edlen, mannhaften, trutzen Gang kühl und ruhig" fortzugehn und die Ilias in seiner „starken, kräftigen, echtdeutschen Heldensprache" der Nation zu schenken. Er wiederholt diese Aufforderung im Februar des folgenden Jahres; auch Goethe meine, Stolberg thäte klug, wenn er's bei seiner Probe bewenden ließe und sich in sein Gezelt zurückzöge; sie sehnten sich alle herzlich nach Bürgers Homer in deutscher Rüstung und deutscher Kraft; „so wie er auf das griechenzende, hexametrische Gespenst zugehen wird, wird es fliehen, wie Hektor vor Achillen floh, und in Kurzem wird seine Stätte nicht mehr funden werden." Es sind unleugbar neben den sachlichen auch persönliche Gründe, die Wieland und Goethe gegen Stolbergs Arbeit von vornherein einnehmen; auf dieselbe Weise erklärt sich auch ihre Vorliebe für die Bodmersche Uebertragung. Daß Wieland Merck gegenüber[2]) auch einmal von dem „verdienten Lobe" Stolbergs spricht, läßt sich leicht auf dessen liebenswürdigen Brief an ihn und auf Wielands Stellung zum Merkur zurückführen. Sonst bleibt sich seine Abneigung gleich. Schon im December 1776, ehe er von Stolbergs Probe etwas gesehen hat, nimmt er in einem Briefe an Gleim[3]) gegen ihn Partei, und dieselbe Stimmung sitzt noch tief, als die Zeit längst vorbei war, in der es hieß: „Wer von Homer die Meinung richtig traf, — den streiten itzt ein Amtmann und ein Graf", als die Leidenschaft jedenfalls sich abgekühlt hatte. Voß hatte im September 1787 einige Gesänge seiner Ilias an Wieland eingesandt; in seiner verspäteten Erwiderung vom März des folgenden Jahres[4]) weist er wieder hin auf Stolbergs „unreife, Homers und seiner selbst unwürdige Jugendarbeit", die nun zu beider Ehre in die Tiefe des Lethe versenkt würde. — Im März 1778 frägt Goethe bei Bürger an, wohin er das am Hofe für ihn gesammelte Geld senden sollte, denn wenn Bürger sich auch noch nicht öffentlich zur Fortsetzung seiner Arbeit erboten habe, so wolle doch jene Ausforderung an Stolberg dasselbe sagen, und kurz darauf schickt Goethe auch die Summe wirklich ab[5]). Ihm

---

[1]) XXII. 59—73.

[2]) Briefe an Johann Heinrich Merck von Göthe, Herder, Wieland u. s. w. Herausgegeben von Karl Wagner. Darmstadt. 1835. S. 147 f.

[3]) Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde. Zürich 1815—1816. III. 268.

[4]) Briefe IV. 4.

[5]) Er hat diese Uebersendung später — im Jahre 1823 — nur als eine Unterstützung gegenüber Bürgers kümmerlichen Umständen in Erinnerung; vgl. Briefwechsel des Großherzogs Carl August mit Goethe. Neue Ausgabe. Wien 1873. II. 222—224 und Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrat Schultz. Herausgegeben und eingeleitet von H. Düntzer. Leipzig 1853. S. 370 f.

hatte Bürger noch geantwortet, wenn er lebe und gesund bleibe, gedenke er freilich seine Arbeit zu vollenden; über die Zeit könne er aber bei seinen unruhigen Verhältnissen noch nichts bestimmen; jedenfalls wolle er den vielen Anfragen gegenüber nächstens ein allgemeines, gedrucktes Jawort von sich geben. Das letztere schrieb er auch damals nieder, aber zur Veröffentlichung dieser Erklärung[1]), in der er noch einmal mit feurigen Worten „den Edeln in Weimar" seinen Dank sagt und namentlich in Rücksicht auf sie dem deutschen Publikum eine Ehrenerklärung schuldig zu sein glaubt, kam es nicht mehr: das Schwanken hat ein Ende, aus dem Aufgeschoben wird nun wirklich ein Aufgehoben.

Im Oktober 1779 sagt es Bürger zunächst Boie ins Ohr, daß er so gut wie fest entschlossen sei, den Homer liegen zu lassen. „Die Jamben machen mir allzuviel Schwierigkeiten, und am Ende würde ich für alle meine Mühe mit Undank belohnt. Wollte ich mir selbst aufs Maul schlagen und noch den Hexameter ergreifen, so, dächt' ich, sollte es Stolbergen und Bodmern nicht wohl bekommen. Allein das verbietet mir der Stolz." Sich und Boie tröstet er wieder mit dem alten Plan eines eignen großen Epos, das ihm mehr Vorteile bringen würde als die beste Dolmetschung der Ilias. In dieser Stimmung findet Wielands erneute, nunmehr öffentliche Aufforderung im Merkur[2]) nur taube Ohren. Wenn Wieland hier noch immer meint, daß in der That — trotz allem Anschein des Gegenteils — Homer von seinem eigentümlichen Geist und Feuer und von seiner kecken, festen, kraft- und machtvollen Manier in Bürgers Art der Uebertragung am wenigsten verlieren würde, so hat der Gepriesene selbst seinen alten Standpunkt im Metrum wenigstens bereits völlig aufgegeben, ja er denkt wohl schon damals an eine Uebersetzung der Ilias in Hexametern. Daß auch er wohl dies Versmaß handhaben könne, hatte er schon früher in etwas kindlicher Art Stolberg zeigen wollen, indem er eine Uebersetzung der ersten, größern Hälfte vom vierten Buch der Aeneis 1777, ohne seinen Namen zu nennen, ins Märzheft des Museums einrücken ließ, in dasselbe Märzstück, in dem Stolbergs Erwiderung auf seine Bravade Platz fand. Das Versteckspiel, an dem er sich anfangs ergötzte, hatte freilich nicht lange vorgehalten; wurde doch aus den einleitenden Worten, in denen er seine Ansichten auf homerischem Gebiet von Neuem verteidigte, wohl auch aus einigen burschikosen Ausdrücken der Verfasser leicht erkannt. Jetzt tritt er wieder auf den Plan; es ist, wie wenn er trotz allem vom Kampfplatz nicht weichen kann; selbst den Vorwurf der Inkonsequenz nimmt er geduldig auf sich, er zerstört selbst durch sein Vorgehen die bisher so hartnäckig verteidigte Stellung. Den vollständigen Umschwung seiner metrischen Ansichten scheint neben Voß' Odyssee, deren hohen Wert Bürger sofort anerkannte, die Ilias des Unbekannten — von Wobeser — gefördert zu haben, deren erstes Drittel 1781, also gleichzeitig mit Voß erschien; auch mochte immerhin der äußere Erfolg der Stolbergschen Ilias mit anspornen, von der 1781 eine neue Auflage nötig wurde. Schon aus den obigen Worten an Boie klang so etwas wie Lust zum Kampfe mit veränderten Waffen heraus; deutlicher wird Bürger nun, wiederum an Boie, im Juni 1782. Was er von der Vossischen Odyssee bisher gelesen, lobt er begeistert, aber das Gleiche könne er auch jetzt noch nicht von der Stolbergischen Ilias sagen. „Denn diese — so fährt er fort — getraute ich mir doch in Hexametern an den meisten ~~Stellen~~ besser zu machen. Dieses jedoch unter uns!"

Wann Bürger seine neue Arbeit eigentlich begonnen, bleibt unklar; auch über das Fortschreiten derselben erfahren wir dies Mal so gut wie nichts. Der Dichter ist einsamer, sein Briefwechsel weit spärlicher geworden, und den Spott der Gegner über seine Bekehrung glaubt er wohl noch am besten durch die fertige Arbeit niederhalten zu können. In den ersten Wochen des Jahres 1784 hat er bereits die vier ersten Bücher druckfertig, in den folgenden sind überall noch kleinere oder größere Lücken, aber er hofft auch hier auf einen guten Erfolg, denn das Original erhöbe sich mit jedem Gesange höher, und er selber glaubt auch immer besser gearbeitet zu haben. Jene vier Bücher erscheinen einzeln in Göckingks Journal von und für Deutschland

[1]) Reinhard — Sämmtliche Werke III. S. VIII. f. — hat sie in der Ausgabe von 1823 aus dem Nachlaß veröffentlicht; er setzt sie offenbar mit Unrecht ins Jahr 1776.

[2]) Bei der Ankündigung von Wobesers Uebersetzung; Jahrgang 1781. III. 190.

in den Monaten Januar, Februar, April und Juni; im Februarheft befindet sich also der „desparate Schiffskatalogus“, der natürlich jeder metrischen Uebersetzung besondere Schwierigkeiten bereitete[1]), und vor dem auch Bürger lange zurückscheute, bis er sich endlich an die Arbeit machte. Dem ersten Buch voran schickt er einen Vorbericht; hier bekennt er, daß er betreffs des Jambus in hartnäckigem Festhalten an seiner Jugendidee auch den eigenen bessern Einsichten des Mannes lange nicht habe nachgeben wollen. Nun habe er die Waffen doch verändern müssen, aber er bereue die scheinbar vergeblich aufgewandte Mühe nicht; die athletische Anstrengung hätte seine Sprache und sein Verständnis des Originals gestärkt. Im Uebrigen hat er eine besondere Art der Herausgabe seiner Arbeit im Auge; er gedenkt nämlich sämtliche Bücher der Ilias nacheinander in derselben Zeitschrift zu veröffentlichen, damit das Publikum Zeit habe, ihm seine Erinnerungen und Ratschläge für die spätere Ausgabe zukommen zu lassen; er bittet aber ausdrücklich nur um solche Kritiken, die ins Einzelne gehen, nicht um die gewöhnlichen „Lob- und Tadel-Formulare, die wie ein Gevatterbrief auf alles passen“, und schlägt einige Zeitschriften dafür vor. Wenn Bürger in diesem Vorbericht nebenher von seiner jambischen Ilias sagt, daß sie größtenteils fertig geworden sei, so entsprechen dem nicht die handschriftlich vorliegenden Bruchstücke; auch von der neuen Arbeit ist es zuviel gesagt, daß sie sich ihrer Vollendung nähern. Bürger ist eben in derartigen Angaben wenig genau; trotzdem er im April 1784 schreibt, daß sein Manuskript zum Aushange wohl größtenteils fertig sei, haben sich im Nachlaß außer einem ganzen Buche, dem zweiundzwanzigsten, nur mehr oder minder große Bruchstücke von drei andern vorgefunden, und es ist wenig wahrscheinlich, daß größere Teile verloren gegangen sind. Daß Bürger im letzten Viertel der Ilias fortarbeitete, erklärt sich wohl aus der Neigung, auch einmal die Katastrophe zu treffen, vielleicht auch aus Stolbergs Vorangehen und jenem frühern Kampfe dagegen. Der Aufforderung des Dichters ans Publikum, ihn mit eingehenden Beurteilungen der einzelnen Gesänge zu unterstützen, scheint doch mehrfach entsprochen zu sein: Göckingk erklärt im Juliheft des gleichen Jahrgangs, daß er die eingesandten Anmerkungen zunächst an Bürger selbst abgeschickt hätte, und im Maiheft seines Journals[2]) war schon vorher eine Recension des ersten Buches erschienen, die keinen geringern als den jungen Fr. A. Wolf zum Verfasser hatte. Wolf rühmt Bürgers Sprachgewandtheit; mit einem mißbilligenden Seitenblick auf den Ton seiner Ansprache ans Publikum gesteht er doch, daß „die Ausführung so viel leiste, als nur immer ein Mann in aller seiner Kraft leisten konnte.“ Darauf folgen dann die kleinen Ausstellungen im Einzelnen, indem er das ganze Buch namentlich auf die Richtigkeit der Uebersetzung hin prüft. Im Ganzen erscheint ihm das Werk als ein „ad unguem abgeglättetes“, ja geradezu wegen der großen Treue in der Uebertragung bewundernswertes.

Aber trotz dieses ermutigenden Zuspruchs und so lebhaft der Dichter dies Mal seine Arbeit in Angriff genommen, so schnell verraucht wieder der Eifer; die Uebersiedlung nach Göttingen, das kurze Glück an der Seite seiner Molly, dann die wenig befriedigende Wirksamkeit an der Universität, das ewige Suchen nach einem Glücksstrahl von auswärts, schließlich das tiefe körperliche und seelische Elend der letzten Jahre, all diese wechselvollen und in der Grundfarbe tieftraurigen Schicksale konnten unmöglich Ruhe und Sammlung zu einer derartigen Arbeit geben. Dazu kommt, daß der rüstige Voß nun auch hier in der Ilias als Rival auftrat; seit Frühjahr 1787 war seine Uebertragung ganz im Stillen bereits vollendet; im Mai 1789 erfährt es Bürger zunächst durch Boie, dann durch Voß selbst, daß der letztere sich nicht habe enthalten können, ihm nachzuarbeiten. Als sodann im Januarheft des Neuen Deutschen Museums vom Jahre 1790 als erste Probe der Vossischen Ilias der siebente Gesang erscheint, erfreut sich der Dichter, der gerade da noch einmal zu gesunden hoffte, an den freundlichen Worten, die Voß jener Probe beifügte; aber gerade jene Worte, auf die Boie den mißtrauischen Freund hinwies, um ihn zu bekehren, zeigen deutlich, daß auch Voß Bürgers Arbeit bereits als abgeschlossen betrachtete, und

[1]) Bodmer hat bis auf wenige Verse, die ihn mahnten, nicht weiter fortzufahren, den Katalog ganz weggelassen. „Welch Unglück, sagt er, daß diese schallenden Namen sich so ungern in den deutschen Vers bequemen, wo sie so viel von ihrem ursprünglichen Klange verlieren.“ In seiner jambischen Uebertragung hat sich auch Bürger weislich nicht daran gewagt.

[2]) S. 340—381; auch in Fr. A. Wolfs Kleinen Schriften in lateinischer und deutscher Sprache, herausgegeben durch G. Bernhardy. Halle. 1869. II. 620—643.

im Grunde waren sie auch nur ein laues Kompliment vor dem Publikum: wie scharf gerade Voß über Bürgers Arbeit urteilte, zeigt er in seinem Briefe an Gleim vom Januar 1787 [1]). Ueberhaupt scheint Bürger nicht allzuviel Dank für seine hexametrische Uebertragung gefunden zu haben; nach den kurz aufeinander folgenden Arbeiten von Damm, Küttner, Stolberg, Bodmer, von Wobeser, Voß war doch eine gewisse Uebersättigung eingetreten. Selbst Gleim bekennt sich jetzt, lange vor jenem Vossischen Briefe, zu Boies Ansicht, Bürger solle doch lieber ein Original werden als ein Kopist, und sein Lob der Uebertragung ist dies Mal merklich lauer [2]). Der Dichter selbst spricht wohl unter dem frischen Eindrucke seiner Arbeit noch einige Male über die Ausstattung seiner künftigen Ausgabe, aber dann schweigt alles. Als einer seiner jüngern Freunde in scherzhafter Rache ihn gelegentlich an alle seine angefangenen Arbeiten, auch an den Homer erinnert und meint, seine Stärke hätte stets in Ankündigungen bestanden, erwidert Bürger in launiger Selbstironie: „Den Ochsen gab die Natur Hörner, den Vögeln gab sie Flügel u. s. w. Uns aber gab sie das Talent, Ankündigungen und Vorreden ohne Bücher zu machen [3])."

So hatte Bürger fünfzehn Jahre hindurch sich mit dem Gedanken einer Homerübersetzung getragen, in verschiedenen Epochen seines kurzen Lebens und mit sehr verschiedenem Rüstzeug sich an die Ausführung gemacht und doch zuletzt, überflügelt von seinen Nebenbuhlern, den nunmehr nutzlosen Kampf aufgegeben. Was Bürger aber erstrebte, eine Uebertragung des alten Sängers, über die man schreiben könnte: „der Nachwelt und der Ewigkeit heilig", das war allmählich das Verlangen weiter Kreise in unserm Volke geworden, hatte sich zu einer Zeitfrage zugespitzt. Bei dem Versuche, nach langer, trostloser Dürre an ausländischen Mustern wieder die Kraft zu eignem Schaffen sich zu erarbeiten, hatte die neu erwachende deutsche Litteratur sehr bald auch nach Homer ausgeschaut, und je mehr man sodann von der einseitigen Nachahmung französischer und englischer Dichtung aus auf die Antike zurückgriff, je mehr man da wieder nach der anfänglichen Bevorzugung der römischen Schriftsteller zu dem Urquell griechischer Bildung durchzudringen suchte [4]), um so schärfer trat auch Homers Dichtung in den Vordergrund des Interesses. So spielt Homer bereits in dem Streit der Schweizer mit Gottsched [5]) eine nicht unbedeutende Rolle, Bodmer und noch schärfer Breitinger suchen der schöpferischen Kraft des alten Dichters wenigstens in seinen Bildern und Gleichnissen gegenüber den schwülstigen Nachahmungen der Neueren gerecht zu werden. Ein richtigeres Verständnis des homerischen Geistes auf breiterem Grunde haben aber erst Lessing und Herder in Deutschland geschaffen.

Lessing findet nicht nur in seinen Antiquarischen Briefen bei der Polemik gegen Klotz Gelegenheit, dessen seichte Urteile über Homer zu berichtigen, die er in seinen Epistulae Homericae vorgetragen hatte, vor allem hat er im Laocoon seine Untersuchung in ihren vornehmsten Stufen an Homer angelehnt, so daß auch für den künftigen Uebersetzer so manches goldne Wort abfällt. Und neben den scharf sichtenden, das antike Wesen klar erkennenden Lessing stellt sich in jugendlicher Begeisterung Herder, der mit seinem Gefühl in alles sich hineinzuleben vermag, was zur volksmäßigen Dichtung zählt, nicht immer mit gleicher Schärfe wie Lessing die Thatsachen deutend, aber seiner Zeit voraneilend im instinktiven Mitempfinden des dichterisch Wertvollen. Ein Jahr nach dem Laocoon erscheint die erste Gestalt seiner Fragmente über die neuere deutsche Litteratur: hier wird, zum Teil in Anlehnung an die Litteraturbriefe, nach anfänglichem Schwanken und Zaudern der Ruf nach einer dichterischen Uebertragung Homers immer lauter; die sinnliche Liedersprache des alten Sängers mit ihrem vollen Reichtum an Bildern und ihrem süßen Wohlklang tritt in scharfen Gegensatz zur Büchersprache der Neueren; dem gedankenreichen Klopstock, der seine Bilder gleichsam unsichtbar in die Seele malt, stellt sich Homer gegenüber, der seine

---

[1]) Briefe von Johann Heinrich Voß, herausgegeben von Abraham Voß. Halberstadt. 1829—1830. II. 281.

[2]) Str. III. 127. 143 f.

[3]) Mai 1790; Str. IV. 52. 58 f.

[4]) Den Umschlag der Geschmacksrichtung schildert anschaulich Braitmaier: „Ueber die Schätzung Homers und Virgils von C. Scaliger bis Herder" in dem Korrespondenz-Blatt für die Gelehrten- und Realschulen Würtembergs 1885. Heft 9 und 10.

[5]) Vgl. J. Schöberl: Homer und die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts. Eine Nachlese. I. Gottsched und die Franzosen. Progr. des kgl. Maximilians-Gymnasiums in München. 1866.

Ideen nicht malt, sondern mit lebendigen Körpern umhüllet. Homer steht nach Herders Urteil an dem Abschluß einer Periode, zwar noch ganz Natur, aber „ein Muster, dem alle Kunst nacheifern und nie ihn übertreffen sollte." Und um wie viel naiver und darum richtiger empfindet er hier seinen Homer noch als kurz darauf die Dichter des Sturms und Dranges! In der bei Lebzeiten Herders nicht mehr erschienenen, aber schon im Jahre 1768 niedergeschriebenen, zweiten Fassung der Fragmente sagt er[1]): „Bei Homer lebt das Zeitalter der Helden in Pracht der Göttersöhne, vereint mit allem Gefühl der Menschheit. Leidenschaft treibt alles — aber Leidenschaft, die er in ihrem aufbrausenden Sturm auch als Neptun, der gewaltige Erdumfasser, bändigt und besänftigt, — besänftigt, daß überall wie in einem Silberstrome der stille Grund der menschlichen Seele erscheint." Es ist der schöne Begriff Herderscher Humanität, der eben auch hier hervorleuchtet. Noch zu Ende der sechziger Jahre erscheinen dann die Kritischen Wälder, und auch diese sind in ihrer Polemik bald gegen Lessings Laocoon, bald gegen die schon oben genannten Homerischen-Briefe von Klotz, dem neuen „Homeromastix", eine wahre Fundgrube für unsere Fragen. Des letztern phrasenhaftem Lobe tritt er ebenso kräftig entgegen wie seiner nörgelnden, immer noch nicht mit den zeitlichen und örtlichen Verhältnissen des Dichters rechnenden Afterkritik; ihm ist Homer nicht ein Dichter aller Zeiten und Völker, sondern der glücklichste poetische Kopf seines Jahrhunderts, seiner Nation, dem keiner von allen, die ihn nachahmen wollten, gleich kommen konnte; die Anlagen zu seinem glücklichen Genie kann er unmöglich außer seiner Natur und dem Zeitalter suchen, das ihn bildete. Homer hat geschrieben als ein Barde voriger Zeiten für seine Zeit, und auch heute singt er nur für den, der sich zurückversetzen kann in Erziehung und Sitten und Leidenschaften und Charaktere und Sprache und Religion; was wäre aus Homer geworden, wenn er sich nach jedem Kunstrichter hätte richten sollen, nach dem scholastischen Mönch des fünfzehnten Jahrhunderts wie nächstens etwa nach dem hottentottischen Leser? Und das Jahrhundert mag in allem, was Gelehrsamkeit heißt, so hoch gekommen sein, als es will und ist, für die poetische Beurteilung Homers sind wir „nicht nur nicht höher hinauf, wir sind gewissermaßen aus der Welt hinausgerückt, in der Homer dichtete, schilderte und sang." So sieht Herder in dem Antlitz Homers nicht nur die überall verständlichen Züge reiner Menschlichkeit, er erkennt auch in seinen Epen den besondern Stempel, den Zeit und Ort ihnen aufgedrückt haben, eine Wahrheit, die damals von England her nach Deutschland getragen wurde. Blackwells und Woods Schriften[2]), noch von gar manchen Sonderbarkeiten entstellt, aber immerhin, worauf es zunächst ankam, die geschichtliche Auffassung zum ersten Mal scharf betonend, fingen damals an, auch bei uns zu wirken. Zum Beweise, wie nahe die Engländer sich mit den Ansichten Herders berühren, will ich nur einige wenige Stellen herausheben. Blackwell sagt am Schluß des zweiten Abschnittes[3]): „Homer nahm seine Personen aus dem Leben und sah solche Krieger, Schäfer und Landleute wirklich, als er in seinen Gedichten zu schildern suchte. Die Sitten, die im trojanischen Krieg galten, galten noch jetzt; eben die Privatlebensart und eben die Behandlung öffentlicher Geschäfte dauerte fort und gab seinem Pinsel ein Muster, welches ihn hinderte, die Wahrheit zu verfehlen ..... Kurz man kann vom Homer, wie von jedem guten Dichter sagen, daß er dasjenige beschrieb, was er sah und empfand, und daß er das Glück hatte, die griechischen Sitten in dem Alter zu sehn, wo sie für die Dichtkunst am bequemsten waren." Wood anderseits[4]) meint, um die üble Aufnahme Homers bei einem Teile der französischen Kritiker zu erklären, von denen freilich die lautesten Tadler die Sprache, in der Homer geschrieben, nicht verstanden hätten: „Sich in eine der unsrigen so entgegengesetzte Lebensart und so ganz fremde Sitten zu versetzen, ist für die meisten eine allzu schwere Forderung; und deswegen werden die Sitten Homers immer Einwendungen ausgesetzt sein müssen und das in dem Verhältnis immer mehr, als sie von den Sitten seiner Leser verschieden sind. Auch für die, welche am meisten mit dem Altertume bekannt sind, gehen manche Schönheiten, die sich auf die

[1]) Suphan II. 156.

[2]) Blackwell: Enquiry into the life and writings of Homer. Lond. 1735, erst 1776 durch Voß übersetzt; Wood: Essay on the original genius and writings of Homer. Lond. 1769, von Michaelis 1773 verdeutscht, nachdem Heyne die Schrift bereits 1770 in den Göttinger Gelehrten Anzeigen recensiert hatte.

[3]) S. 44. 46.

[4]) S. 175.

Zeiten, in denen er schrieb, beziehen, unwiederbringlich verloren.“ Und zurückgreifend auf dies Kapitel spricht er weiterhin[1]) über die Einfachheit der Sprache: „Bei der Betrachtung der gesellschaftlichen und bürgerlichen Verfassung des Homers fanden wir eine Einförmigkeit der Sitten, wo noch die verschiedenen Abteilungen von Rang und Stand nicht erfunden waren; und eben durch diese Simplicität der Sitten entstand eine edle Simplicität der Sprache, die man in verfeinerten Zeiten nicht kennet. Die ehrwürdigen Schönheiten dieser mit dem Stempel des Altertums bezeichneten Schreibart müssen zwar jedem Leser in die Augen fallen; ganz aber fühlen wir sie erst dann, wenn wir auf die alten Zeiten zurücksehen, welche uns durch sie geschildert werden. Nur die Kenntnis jener alten Zeit bringt uns recht in den Geschmack ihrer Schönheiten und lehrt uns ihre Fehler entschuldigen.“

Die durch Lessings und Herders Vorgehen noch in den sechziger Jahren auch in Deutschland gewonnene Einsicht lief schon im folgenden Jahrzehnt Gefahr, durch ein einseitiges Zuspitzen empfindlich an ihrer Kraft einzubüßen. Der Wagemut der Jugend, wie er das damalige litterarische Treiben beseelte, das viel weitere Kreise zog als heutzutage, brachte freilich dem Homer eine wachsende Neigung entgegen — fand doch das frisch heranwachsende Interesse an nationaler Dichtung naturgemäß seine liebste Nahrung an der einfachen Kost, wie sie das jugendliche Zeitalter Homers bot —, aber eben jene Periode des Sturms und Dranges konnte auch den Homer nicht rein und klar auf sich wirken lassen, sie nahm auch ihn an mit einer gewissen Voreingenommenheit: man wollte nicht so sehr an ihm lernen, man suchte vielmehr in seinen Werken die Bestätigung für das, was die Herzen selbst in aufgeregter Zeit durchglühte. In ihm glaubte man ein klassisches Rüstzeng gefunden zu haben für den Kampf gegen die bestehenden überlebten, dem jungen Geschlecht greisenhaft erscheinenden Zustände; hier war gegenüber der Unnatur der modernen, französierenden Dichtung ungeschminkte, naive Natur, nach der man überall rief, seitdem Rousseau — doch wieder ein Franzose! — das neue Evangelium verkündet, und es ist interessant zu sehen, wie bei den beiden Richtungen, in die sich jene Zeit des Subjektivismus spaltete, der himmelstürmenden Kraft und ihrer Kehrseite, der sentimentalen Gefühlsschwärmerei, die beiden homerischen Epen auch wohl getrennt ihre Dienste leisten müssen. Wie sich neben den Götz der Werther, neben die Dramen Klingers der Siegwart stellt, so muß die Ilias mehr den Himmelsstürmern dienen, wenn sie ins Getümmel uns „von Löwenkriegern reißt, — Und Göttersöhn' auf Wagen hoch — Nachglühend stürmen an, — Und Roß dann vor dem Wagen stürzt, — Und drunter und drüber sich — Freund', Feinde wälzen in Todesblut.“ Diese brausenden „Schlachtfeldwogen“ bilden eine eigne Art „Andacht liturgscher Lektion — Im heiligen Homer“, die ganz anders sich ausnimmt als der süße Wiegengesang, an dem Werther sein brausend Herz, sein empörtes Blut zur Ruhe lullt. Das Einfach-Idyllische der Odyssee — nur diese kommt im Werther vor —, das Jugendalter der Menschheit mit seinen stillen Zügen patriarchalischen Lebens ist es, das er in wehmütigem Gedenken an die eigene Jugend genießt. Als er auf seiner Wallfahrt in die Heimat in der Erinnerung an die einfachen Spiele und an die beschränkten und doch so glücklichen Vorstellungen der Kindheit schwelgt, kann er die letzteren nur vergleichen mit den herrlichen Altvätern in ihrem kindlichen Gefühl, in ihrer Dichtung, die mit ihrer unmittelbaren Anschauung ihm ebenso wahr, menschlich, innig, eng und geheimnisvoll ans Herz schlägt. Freilich dieselben Züge müssen ihm auch bei „warmer Imagination“ eine Zuflucht bieten gegen das „garstige, wissenschaftliche Wesen“ in den Banden seiner gewöhnlichen Terminologie und seiner gestempelten Kunstworte wie gegen die schale Form der Geselligkeit und den starren Regelkram der bürgerlichen Gesellschaft[2]). Also auch hier ein Gegensatz, ein Ankämpfen gegen das Bestehende, wie denn überhaupt jene beiden Richtungen des Sturms und Dranges sich zu diesem Ziele verbinden, aber es sind doch immerhin zwei verschiedene Tonarten, in denen man den Dichter spielen läßt. Daß diese ganze Art, den Dichter rückhaltlos in den Dienst moderner Interessen zu stellen, die Kenntnis homerischer Poesie in viel weitere Kreise trug, war

---

[1]) S. 269 f.

[2]) Zum Werther und zu Goethes Stellung überhaupt vgl. Hermann Schreyer: Goethe und Homer. Erster Teil. Bis zur Reise nach Italien = Pfortenser Programm von 1884 und mein gleichzeitiges Ilfelder Programm: Goethe und Homer.

immerhin ein Vorteil, aber den reinern Kunstanschauungen Lessings und Herders gegenüber bleibt diese Einseitigkeit doch ein Rückschritt im Verständnis. Man höre nur Herder[1]) darüber spotten, wie diesen Lesern in ihrer Begeisterung alle Helden Homers „so schön, groß und frei watende Störche" wurden, wie sie die unendliche Menge feinen Humors, die in des Altvaters Art stecke, so gar nicht erkannten. Das ist das „angespannte und aufgedunsene Heldenwesen", das Goethe der spätern Erkenntnis von der „abgespiegelten Wahrheit einer uralten Gegenwart", d. h. eben jener mehr geschichtlichen Auffassung gegenüberstellt. Will man übrigens freier von all dieser Tendenz hören, wie ein naiv Gemüt jener Zeit an seinem Homer sich freute, so lese man etwa Stillings Jünglingsjahre, die schlichte Schilderung der Wirklichkeit. Hier ist es die Ilias, die der Schulmeister im Hause des befreundeten Jägers auffindet, offenbar die alte Uebertragung von Joh. Spreng aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. In dem alten Folianten liest er die deutschen Reimpaare mit hellem Entzücken, zugleich mit warmer Teilnahme für das Geschick der Trojaner; laut jauchzt er auf, wenn er eine recht lebhafte Schilderung oder ein besonders treffendes Bild findet. Und das Entzücken, das er selbst empfunden, giebt er gleich weiter. In der Schule erzählt er zur Belohnung des Fleißes den staunenden Kindern von der Zerstörung der königlichen Stadt Troja, und als man ihm das Schulehalten gelegt, muß an ihrer Statt die alte Großmutter die geduldige Zuhörerin abgeben für die Herrlichkeit des Homer.

Aber nicht jeder hatte Lust daran, sich durch eine veraltete Uebersetzung erst mühsam in seinen Homer hineinzuarbeiten. Als die homerischen Epen eine stetig wachsende Bedeutung für das litterarische Leben erlangten, erhob man naturgemäß auch die Forderung nach einer brauchbaren Uebertragung derselben in unsere Muttersprache. Die Lektüre des Originals war damals nur wenigen möglich; so mußte man sich bislang entweder an den rein erklärenden, farblosen lateinischen Uebersetzungen genügen lassen, oder man nahm zur Dacier und zu Pope seine Zuflucht; daß diese letztern aber eine fremde Farbe recht stark aufgetragen hatten, sah man in Deutschland mehr und mehr ein. Der junge Goethe mußte noch seine erste Kenntnis aus einer nach dem Französischen gearbeiteten „Beschreibung der Eroberung des trojanischen Reiches" schöpfen, die zusammen mit „Homers Odyssea oder Reisegeschichte des Ulysses" 1754 und 1755 die erste vollständige deutsche Bearbeitung Homers, und zwar in Prosa bot. Die beigegebenen Kupfer „in französischem Theatersinne" verdarben dem jungen Dichter nach seinem eigenen Geständnis dermaßen die Einbildungskraft, daß er lange Zeit sich die homerischen Helden nur unter diesen Gestalten, d. h. als zierliche Rittertypen vergegenwärtigen konnte. Was man sonst außer einigen abgebrochenen Versuchen an deutschen Uebersetzungen Homers hatte, beschränkte sich auf die prosaische Odyssee von Simon Schaidenreißer aus dem Jahre 1537 und die bereits erwähnte, mehrfach neu aufgelegte Uebertragung der Ilias in kurze Reimpaare von Joh. Spreng von 1610[2]). Aber war denn eine derartige Uebersetzung Homers in die Muttersprache, wie man sie jetzt im Auge hatte, und wie sie allein einen nennenswerten Gewinn unserer eignen Litteratur bringen konnte, überhaupt möglich? Von gar manchen Seiten regten sich ernste Zweifel.

Schon Lessing meinte im Laocoon, es sei unmöglich, die musikalische Malerei, welche die Worte des Dichters mit hören lassen, in eine andere Sprache zu übertragen; auch in der gebundenen Wortfolge des Deutschen sah er ein Hindernis, um die stehenden Beiwörter Homers in gleicher Klarheit und Anschaulichkeit wiederzugeben. In scharfer Weise mißbilligten auch Klotz und Riedel den zunächst bei Meinhard hervorgetretenen Plan eines deutschen Homer; sie warnten ausdrücklich vor ihm, wie sie erklärten, nicht aus Neid, sondern aus Patriotismus. Ja noch im

[1]) Briefe an Merck 1835. S. 44.

[2]) Vgl. Johann Friedrich Degen: Litteratur der deutschen Uebersetzungen der Griechen. Bd. I. Altenburg 1797. S. 341 ff. und Adalbert Schröter: Geschichte der deutschen Homerübersetzung im XVIII. Jahrhundert. Jena 1882, ferner zum Folgenden vor allem die Einleitung von Michael Bernays zu seiner Jubelausgabe: Homers Odyssee von Johann Heinrich Voß. Stuttgart 1881. — Der Titel Schaidenreißers lautet: Homeri Odyssea. Das seind die allerzierlichsten und lustigsten vier und zwanzig Bücher des eltisten, kunstreichesten Vatters aller Poeten Homeri, von den zehenjährigen Irrfahrten des Weltweisen, Kriechischen Fürstens Ulyssis beschrieben und durch Maister Simon Schaidenreißer, genannt Minervium zu teutsch transferiret. — Kurze Beispiele von beiden Uebertragungen finden sich bei Carl Leo Cholevius: Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen. Leipzig 1854—1856. II. 82 f.

Jahre 1772 suchte Leske in einer besondern Abhandlung: Homeri versionem non esse probandam denselben Standpunkt zu verfechten. Bedeutsam für die Folgezeit ist auch hier die Stellungnahme Herders; im Fortschreiten seiner Fragmente können wir deutlich verfolgen, wie auch er sich erst ganz allmählich aus diesen Zweifeln herauswindet. Im Jahre 1764 scheint auch ihm noch jede Uebersetzung nur zerstückte Glieder des Originals geben zu können; ebenso meint er noch in den Fragmenten, daß man selbst in der richtigsten Uebertragung Homers nicht den Dichter selbst läse, „sondern etwas, was ungefähr wiederholt, was er in seiner Sprache unnachahmlich sagte." Er hebt die eigenen Schwierigkeiten hervor, die gerade dieser Arbeit entgegenständen, die viel größer wären als bei der Uebersetzung eines spätern Schriftstellers. Wer sich daran mache, der müsse selbst ein schöpferisches Genie sein, wenn er seinem Original in unserer prosaischen Sprache Genüge thun wolle; es gehöre viel dazu, bis man auch über sein Werk schreiben könne: Der Nachwelt und der Ewigkeit heilig. Kurz darauf stellt er in Anlehnung an eine Stelle der Litteraturbriefe sein Programm für einen deutschen Homer auf. Dort war bereits klar verlangt, ein Uebersetzer müsse nicht nur den Sinn der Urschrift übertragen, sondern auch den unterscheidenden Ton des Autors finden, sich in den Charakter seiner Schreibart versetzen und „uns die wahren, unterscheidenden Züge, den Ausdruck und den Farbenton des fremden Originals, seinen herrschenden Charakter, sein Genie und die Natur seiner Dichtungsart richtig ausdrücken." Er fordert noch mehr: um die Uebersetzung einzuführen, verlangt er eine Einleitung, zunächst über die Frage Blackwells, wie es kam, daß in seiner Zeit ein Homer entstehen konnte, sodann eine Orientierung über die wichtigsten Untersuchungen der Alten, was Homer ihnen alles geworden sei, und was er uns alles werden könne; neben der Uebersetzung sollen hergehen erläuternde Anmerkungen, die uns den Dichter näher bringen in seinen Beziehungen zur griechischen Litteraturgeschichte, kurz die an kundiger Hand uns in des Dichters Lande führen. Die Uebertragung selbst aber muß sich rein halten von der Verirrung der Franzosen, die, zu stolz auf ihren Nationalgeschmack, demselben alles nähern, statt sich dem Geschmack einer andern Zeit zu bequemen. Es sind Worte, die nachher bei Bürger vernehmlich wiederklingen: „Homer muß als Besiegter nach Frankreich kommen, sich nach ihrer Mode kleiden, um ihr Auge nicht zu ärgern, sich seinen ehrwürdigen Bart und alte, einfältige Tracht abnehmen lassen; französische Sitten soll er an sich nehmen, und, wo seine bäurische Hoheit noch hervorblickt, da verlacht man ihn als einen Barbaren. Wir armen Deutschen hingegen, noch ohne Publikum beinahe und ohne Vaterland, noch ohne Tyrannen eines Nationalgeschmacks, wollen ihn sehen, wie er ist[1])." Freilich das alles kann nur ein Mann leisten, der sich über bloße Versuche erhebt, der den Homer zu seiner Lebensaufgabe macht; ihm allein winkt der Preis, „ein ewiges Werk für die deutsche Litteratur, ein sehr nützliches Werk für Genies, ein schätzbares Werk für die Muse des Altertums und unsere Sprache zu schaffen." — Zuversichtlicher noch als hier in den Fragmenten spricht sich Herder in den Kritischen Wäldern aus. Seitdem er im Laocoon Lessings Art nicht der Uebertragung, sondern nur der kurzen Zeichnung homerischer Bilder gesehen, kann er nicht mehr an einer Uebersetzung Homers in unsere Sprache durch einen Originalgeist verzweifeln. Er freut sich, daß er den Dichter in dessen eigner Sprache liest, aber er gesteht, ohne eine geheime Gedankenübertragung könne er sich doch kein wahrhaftig nutzbares und lebendiges Lesen Homers denken; wenn er den Dichter mit ganzer Seele fühlen oder aber ihn sich wirklich erklären wolle, so könne er das nur durch eine schnelle Umwandlung des griechischen Textes in seine eigene Denkart und Sprache. In scharfem Gegensatz gegen die Klotz'sche Schule hält er gerade unsere Sprache für weit geeigneter, den Homer wiederzugeben, als die französische und englische; wenn Riedel aus Patriotismus von einem deutschen Homer abriet, so fordert bei ihm jetzt der Patriotismus, daß er sich einen Meinhardschen Homer wünscht.

Und Herders Wunsch sollte schnell in Erfüllung gehen. Im selben Jahre noch, in dem die Kritischen Wälder erschienen waren, erstand dem Homer ein neuer Uebersetzer in dem Lehrer Mendelssohns und Nicolais, dem Rektor Chr. Tobias Damm. Seine Uebertragung beider Epen in Prosa erschien in schneller Folge in vier Bänden 1769—1771. Auf eine tüchtige Kenntnis der griechischen Sprache und auf eine fleißige, auch sonst bethätigte philologische Arbeit am Homer

[1]) Suphan I. 290.

sich stützend hatte er den Wortsinn im Einzelnen meist treffend wiedergeben können; von einem Uebertragen des poetischen Gebildes im Ganzen, auch nur von einem Versuch, an den Ton des Originals zu streifen, ja überhaupt den prosaischen Worten irgend eine dichterische Färbung zu geben, war freilich nicht die Rede. Damm stand durchaus unter dem Einfluß des wässerigen Berliner Rationalismus und verkannte so das Wesen jeder wahren Poesie: Ilias und Odyssee sind ihm nichts als Lehrbücher aus der ältesten Welt, die erstere für das Helden-, die zweite für das „gemeine Leben". Dazu kommt eine unglaublich weit getriebene trockene, hausbackene Art, die uns heute die Uebertragung nicht „im alten Märchen- und treuherzigen Rhapsodistenton", sondern fast wie eine Travestie erscheinen läßt. Mag man immerhin Fr. A. Wolf[1]) zugestehn, daß den guten Damm auch wohl Leute herabwürdigten, „die wahrlich, nach ihren eigenen Arbeiten zu urteilen, den Dichter nicht grammatisch verstehen konnten", der Uebersetzer Homers durfte bereits nicht bei dem grammatischen Verständnis stehen bleiben, wenigstens war auf diesem Wege ein Einfluß auf unsere eigne Litteratur nicht zu erwarten. Auch die unmittelbar folgende zweite Prosaübersetzung, dies Mal nur der Ilias, von Küttner, gewann wenig Einfluß, trotzdem sie geschickter gearbeitet ist[2]); alles drängte bereits auf eine metrische Uebertragung hin, an die Bürger gleichzeitig heranging. Daß aber wirklich die Uebersetzung eines Gedichts in Prosa immerhin eine „Entdichterung", einen „poetischen Totschlag" in sich schließt, werden wir trotz Goethes[3]) und J. Grimms[4]) entgegenstehender Urteile heute schwerlich mehr leugnen. Aber welche Versform sollte gewählt werden? Verbot sich von vornherein eine andere als der Hexameter des Originals? Wir können heute in Deutschland auf eine stattliche Reihe der verschiedenartigsten Versuche allein für Homer zurückblicken, und doch wird die Streitfrage, ob und inwieweit man die metrische Form des Dichtwerks verändern darf, noch nicht als entschieden gelten. Vielleicht ist die ganze Frage überhaupt nicht generell, sondern individuell zu entscheiden, je nach der Art des Originals und vor allem je nach der Fähigkeit der modernen Sprache, sich in die fremde Versform allmählich hineinzuleben. Erscheint das letztere endgültig ausgeschlossen, so wird kein Verständiger die Uebersetzung uns fremdartiger gestalten wollen als das Original selbst; daß man aber mit einem derartigen Ausschließen von vornherein immerhin vorsichtig sein muß, zeigt die Geschichte der deutschen Homerübersetzung, zeigen speziell die Bürgerschen Versuche.

Will man Bürgers Art ins rechte Licht setzen, wie er den Homer für sich selbst und für sein Publikum zurechtschneidet, so wird man ausgehn müssen von den Ansichten, welche er über die Poesie im Allgemeinen hatte, über den Kreis ihrer Wirksamkeit wie über ihren eigentümlichen Inhalt[5]). Ausgesprochen hat er sich darüber vielfach, in zahlreichen Briefstellen, in seinen Bruchstücken: Aus Daniel Wunderlichs Buche, in den Vorreden zu beiden Ausgaben seiner Gedichte, schließlich in einem handschriftlich hinterlassenen Aufsatz: Von der Popularität der Poesie. Alle diese Stellen durchzieht ein Gedanke, mit dem er auch die letztgenannte Arbeit abschließt: Alle Poesie soll volksmäßig sein; denn das ist das Siegel ihrer Vollkommenheit. Wie er überhaupt gegen die hundert Kästchen und Fächerchen ist, in die man alles nach bequemem Maßstab sondern möchte, so ist er weit davon entfernt, der Volkspoesie etwa nur das Recht einer einzelnen Gattung zuzugestehn. Der weiteste Kreis ist es, auf den jedes vollkommene Dichtwerk wirken soll; wahre Poesie ist für jedermann, wohnen doch dem Urquell, woraus sie entspringt, alle Menschenkinder so nahe, daß sie daraus trinken können. Vom Gipfel des Pindos sollen die Musen herabsteigen unter die Menschen, hier aber auf Erden mögen sie gleicherweise in Palästen wie in Hütten ein- und ausgehn. Seine Lenore will er so simpel komponiert haben, daß sie

---

[1]) In jener Rezension von Bürgers erstem hexametrischen Gesang: Göckingks Journal. Mai 1784. S. 344.

[2]) Kritik und Probe aus dem ersten Bande finden sich in Klotz' Deutscher Bibliothek VI. 637 ff.

[3]) Goethes Ansichten, die er mehrfach den Niblungen wie Homer gegenüber ausgesprochen hat, finden sich zusammengestellt in meinem Programm: Goethe und Homer. S. 46.

[4]) Nach ihm muß eine Uebersetzung, je treuer sie metrisch und wörtlich wird, desto mehr am treuen, fließenden Inhalt sündigen, und wenn man einmal auf der einen Seite aufgeben muß, so will er es lieber mit Goethe halten; vgl. sein Urteil über den Vossischen Homer: Kleinere Schriften. IV. 423.

[5]) Zu der folgenden Zusammenstellung vgl. auch Kobersteins Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 5. Auflage. IV. 42—45 und die Einleitung zu Sauers Ausgabe von Bürgers Gedichten. S. XLVI—XLIX.

wieder in den Spinnstuben zu singen sei, und er ist nicht zufrieden, bis er an seiner Hausmagd die sicherste Probe ihrer Volkstümlichkeit gemacht hat. Zwei Pläne schweben ihm, angeregt durch Homer und Shakespeare, lange Zeit vor Augen und kommen doch nie zur Reife, ein großes episches Gedicht im Volkston und eine bürgerliche Tragödie, die dieselbe Wirkung zu thun vermag in der hölzernen Bude bei der Dorfschenke wie auf dem Hoftheater. Wenn aber der Dichter diesen weitern Leserkreis, den verfeinerten Weisen ebenso sehr als den rohen Bewohner des Waldes, die Dame am Putztische wie die Tochter der Natur hinter dem Spinnrocken und auf der Bleiche im Auge hat, dann kann er nach Bürgers Meinung unmöglich bei der landläufigen Quisquiliengelahrtheit stehn bleiben, durch die wir Deutsche uns ganz besonders auszeichnen, und mit der wir doch keinen Hund vom Ofen locken, dann muß er wohl oder übel seine Nase unmittelbar in den großen Folianten der Natur stecken. Und so redet er sich denn oft in bittern Haß hinein gegen das Schulrecht, vor dem das Naturrecht nicht gelten soll, gegen die „klassischen Schulfüchse", die „schulsässigen Götzen", die sich der Meinungen und Begriffe des Volkes nicht bemächtigen wollen, um ja ihre Zünftigkeit nicht zu verlieren, gegen all die Brunnen, die gegraben werden, worinnen doch kein Wasser ist. „Mitten durch das Land wandelt ein Strom klares, lebendiges Wassers. Daraus mag trinken alles, was Leben und Odem hat. Darauf mag jedes Fahrzeug vom größten Kriegs- und Kauffahrteischiff an bis herab zur Gondel und zum Kahn bis ins Meer der Ewigkeit hinunterschiffen. Zerstörung allen Ableitern! Zerstörung allen Pump- und Druckwerken auf die umnebelten Bergkastelle [1])." Er selbst ist sich bewußt, den Ruhm eines Volksdichters nur dadurch erlangt zu haben, daß er dem Leser sogleich alles unverschleiert, blank und bar, ohne Verwirrung in das Auge der Poesie springen läßt. So giebt es für ihn kein unangenehmeres Lob, als daß er gut nachgeahmt hätte; lieber will er ein unerträgliches Original sein als ein glücklicher Nachahmer. Aus dem eignen Herzen soll die wahre Dichtung kommen und darum zu Herzen gehn, nicht den Schein sondern das Wesen im Auge haben, sie soll nicht auf gelehrte Reisen ausziehen, sondern ihren Naturkatechismus zu Hause auswendig lernen. Auch ein gut Stück nationalen Gepräges möchte er in der Poesie nicht vermissen; als er in einem besonders lesenswerten Brief an Boie [2]) seiner Begeisterung für Goethes Götz kräftige Worte leiht, ist gleich sein erster Ausruf: Welch ein durchaus deutscher Stoff! Daß diese Betonung des Volksmäßigen und Nationalen ihn im Eifer des Kampfes auch wohl über die Grenzen des Schönen bedenklich hinwegsetzen läßt, zeigt sein Ausspruch in jenem handschriftlich hinterlassenen Aufsatz: „Gäbe es ein ganzes Volk, dessen Nasen so organisiert wären, daß ihnen Teufelsdreck besser röche als die Rose, dem besinge man Teufelsdreck statt der Rose. Den will ich sehen, der diesen Satz umstoßen will aus der Poetik für ein solches Volk [3])." Das sieht allerdings modernen Wagnissen recht ähnlich; sonst hat Bürger an bestimmte Erscheinungen jener Epoche anknüpfend gegen die Maßlosigkeit, gegen die Ueberkraft einiger Neulinge, „Kraftbuben", wie er sie nennt, in seinen Briefen manches gesunde Wort gesprochen.

Vor allen ist es Goethe, „der unbegreifliche Zauberer", der in seinem Götz wie im Werther ihn ganz mit sich fortreißt, indem er, der Natur gehorsamer als der tyrannischen Kunst, den Bann der Regel durchbricht und so mit seinem Zauberstab bald kaltes Grausen, bald dem trockensten Auge Thränen hervorlockt. Auch in seinem eignen Schaffen fühlt er sich wunderbar gehoben: Goethes Götz begeistert ihn zu drei neuen Strophen seiner Lenore. Anderseits sind es Herders Lehren über Volkspoesie, wie er sie damals in den Fliegenden Blättern entwickelte, die ihm bei derselben Ballade die richtige Stimmung festhalten helfen. Percys Reliques sind seine Morgen- und Abendandacht; kein poetisches Buch erscheint ihm so verwandt mit seinem Geist wie dieses. Eine Zeit lang gedenkt er selbst deutsche Volkslieder zu sammeln und scheut sich nicht, „in der Abenddämmerung dem Zauberschalle der Balladen und Gassenhauer unter den Linden des Dorfs, auf der Bleiche und in den Spinnstuben zu lauschen." Und wenn es nur ein Pinselstrich jenes magisch rostigen Kolorits gewesen, das Herder dem echten Volksliede nachrühmt, immer noch hat er poetisch sich daran erbauen können. Als dann der deutsche Percy, den

[1]) Str. I. 368.
[2]) Str. I. 129 f.
[3]) Bohtz. S. 334.

Daniel Wunderlich sich gewünscht, wirklich ersteht, als Herder nach längerem Zaudern daran geht, seine Sammlung zu veröffentlichen, wird Bürger schon durch Boie von dem Fortschreiten der Arbeit unterrichtet. In der Einleitung zum zweiten Teil seiner Volkslieder[1]) faßt Herder den größten Sänger der Griechen, Homerus, zugleich als den größten Volksdichter auf. „Sein herrliches Ganze ist nicht Epopöe, sondern ἔπος, Märchen, Sage, lebendige Volksgeschichte. Er setzte sich nicht auf Sammet nieder, ein Heldengedicht in zweimal vierundzwanzig Gesängen nach Aristoteles Regel oder, so die Muse wollte, über die Regel hinaus zu schreiben, sondern sang, was er gehöret, stellte dar, was er gesehen und lebendig erfaßt hatte; seine Rhapsodien blieben nicht in Buchläden und auf den Lumpen unseres Papiers, sondern im Ohr und im Herzen lebendiger Sänger und Hörer, aus denen sie spät gesammelt wurden und zuletzt, überhäuft mit Glossen und Vorurteilen, zu uns kamen. Homers Vers, so umfassend wie der blaue Himmel und so vielfach sich mitteilend, allem, was unter ihm wohnet, ist kein Schulen- und Kunsthexameter, sondern das Metrum der Griechen, das in ihrem reinen und feinen Ohr, in ihrer klingenden Sprache zum Gebrauch bereit lag und gleichsam als bildsamer Leim auf Götter- und Heldengestalten wartete." Das waren Worte, die auch Bürger aus dem Herzen gesprochen waren; sein Daniel Wunderlich hatte es auch schon behauptet, daß Ilias und Odyssee nicht anders als der Rasende Roland, die Feenkönigin, Fingal und Temora von derselben Muse gesungen wären, daß alle diese Gedichte den Völkern, welchen sie gesungen wurden, nichts als Balladen, Romanzen und Volkslieder waren. Dabei ist er verständig genug, in der damals beliebten Vergleichung zwischen Homer und Ossian sich den ersteren doch höher zu stellen — selbst Klopstock und Voß dachten nicht immer so —; alles, was Ossian immer Großes und Herrliches hat, fand Bürger auch im Homer, nur mit viel mehr Natur und Klarheit; die Geisterwelt Ossians tritt schon in Gegensatz zu der leibhaften Körperwelt des Griechen.

So sehen wir Bürger regen Anteil nehmen an den Bestrebungen seiner Zeit, mit dem Hinblick auf Homer, Ossian und Shakespeare, unter Umständen auch schon auf unsere altdeutschen Reste junges Blut in unsere alternde Poesie einzuführen und sie so zu neuer Kraft zu beleben. Wie sehr aber auch diese Ansichten Bürgers selbst in Einzelheiten die Anregung durch Herder wiederspiegeln, es ist zwischen beiden doch ein wesentlicher Unterschied: der Begriff des Volksmäßigen begrenzt sich bei Bürger enger, er wird der eigenen Natur des Dichters gemäß wesentlich nur nach einer Richtung hin entwickelt. Die Folge ist, daß sich nicht nur der weitere Kreis der Hörer in seinen Gedanken doch wieder verengt, nunmehr nach der umgekehrten Seite hin, sondern daß er auch mancher an sich durchaus berechtigten Art dichterischen Schaffens nicht gerecht wird. Der Ton der volksmäßigen Ballade, wie er ihn unnachahmlich in seiner Lenore getroffen, wird ihm bestimmend für jede moderne Dichtung, und auch in dem Altvater findet er ihn wieder. Derselbe Kritiker der Neuen Bibliothek, dessen Rezension von Bürgers jambischem Homer ich oben anführte, hat auch, vielleicht nicht ganz so glücklich, weil von einem einseitigeren Standpunkte aus, die Herzensergüsse Wunderlichs beurteilt. Gegen die Verquickung Homers mit den Modernen erhebt er lebhaften Widerspruch; was Homer vielleicht möglich war, geht für uns wegen der weit größern Ungleichheit des Publikums nicht mehr an: „Homers nächstes Publikum war ganz ein andres Ding als das unsre, besser will ich gerade nicht sagen, aber seine Mitglieder waren sich gleicher; der König und der gemeine Soldat hatten so ziemlich einerlei Ideen, einerlei Horizont; ein bischen Thätigkeit, ein bischen Verschmitztheit mehr machte den ganzen Unterschied. Sagt man nun obendrein einem solchen Publiko Sachen, die alle interessieren, geläufige Ideen in der simpelsten Sprache, dann ist es keine Kunst, Volksdichter in jenem Sinne zu sein[2])." So lehnt der Rezensent hier die Berechtigung des Schlusses von Homer auf unsere Verhältnisse hin ab; es wird sich später zeigen, daß der umgekehrte Schluß für Bürger noch verfänglicher wurde.

Die Auffassungen des Dichters in den allgemeinen poetischen Fragen des Tages sind bei seiner Uebersetzung der Ilias zunächst bestimmend geworden für seine metrische Stellungnahme.

---

[1]) Suphan XXV. 314.

[2]) S. 85 f. — In demselben Gedankengang bewegt sich auch Schiller in seiner Rezension, um die Unklarheit des Bürgerschen Begriffs vom Volksdichter klarzulegen.

Unter den klassischen Schulfüchsereien versteht er „Stücke in antikem Silbenmaß und Ton“; die homerischen Epen sieht er als ein Produkt derselben Muse an, die unsere volksmäßigen Balladen und Romanzen sang; so ist es nicht zu verwundern, daß er eine geraume Zeit lang zu den eifrigsten Gegnern der „Hexametristen“ zählte und auch seinen Homer in die einfachere, unserer natürlichen Sprache gemäßere Form der Jamben gießen wollte. Einen scharfen Gegensatz zwischen der deutschen Reimpoesie und der reimlosen, an antike Metra sich anschließenden fand Bürger bereits vor. Den Hexameter hatte zuerst Gottsched gebraucht und zwar bereits in einer kurzen Uebersetzungsprobe aus dem Anfang der Ilias; in weite Kreise war das neue Metrum noch zu Ende der vierziger Jahre durch die ersten Gesänge des Messias und etwa gleichzeitig, freilich mit einer Vorschlagssilbe versehen, durch Kleists Frühling gedrungen. Man stritt, zum Teil in leidenschaftlichem Ton, hin und wieder; aber gerade an eine Uebertragung der homerischen Hexameter wagte man sich nicht recht; die kurzen Proben von Bodmer, Steinbrychel und einem Bruder Klopstocks konnten wenig zur Nachfolge reizen. Währenddem übersetzte man munter weiter in gereimten Alexandrinern, so Blohm und Gries in den fünfziger Jahren, oder man half sich dadurch aus der Klemme, daß man nur auf eine prosaische Uebersetzung Homers sich einließ. Wie weit man zum Teil noch vom richtigen Wege ab war, sieht man, wenn Schönborn, der Freund Klopstocks, den Homer gar in freie, dithyrambische Verse übersetzt sehen wollte[1])! So lagen die Verhältnisse, als Bürger durch seine jambischen Proben den Gegensatz verschärfte und sehr bald in dem Kampfe mit Stolberg ihm auch eine persönliche Spitze gab.

Gegen den Hexameter wendet sich Bürger bereits 1769 in seiner Probeschrift, als er noch einer Prosaübersetzung in Anlehnung an Klotz und Riedel das Wort redet; er setzt den Kampf fort in der einleitenden Abhandlung zu seinen Proben vom Jahre 1771; 1776 ist der oben erwähnte Aufsatz „An einen Freund über die deutsche Ilias in Jamben“ ganz dieser Frage gewidmet, und noch im folgenden Jahre in seiner Vorrede zur Dido kommt er darauf zurück. Zwei Gründe sind es, aus denen er den Hexameter verwirft: er ist ihm für ein langes Gedicht zu monoton, und er eignet sich nicht für unsere Sprache. Der erste Grund, der sich natürlich gegen jede Uebertragung eines längeren Gedichts brauchen ließe, soweit sie ein einheitliches Metrum anwendet, wird in der Probeschrift besonders gegen den Hexameter gekehrt, der, wie es ihm scheint, den Wandlungen des Sinnes nicht genügend folgen kann: „Wenn auch die Verse noch so rein und fließend wären, so würden sie doch selten den Takt und den Gang haben, den der Inhalt des Originals verlangt, und daher denen musikalischen Stücken zu vergleichen sein, wo zwar mehrere wohlklingende Akkorde zusammengesetzt sind, die aber keine Leidenschaft oder sonst etwas ausdrücken, bei denen sich daher nichts denken und empfinden lässet.“ Die Beispiele, die er darauf anführt, um die Notwendigkeit einer Uebereinstimmung von Inhalt und Form zu erweisen, zeigen, wie er das meint. Er geht aus von dem unmittelbaren Erguß lyrischer Erregung in freie Metren und überträgt das ohne weiteres auf ein Gebiet, in dem gerade das gleiche Anklingen desselben Versmaßes, wie der Wellenschlag am Strande, eine gleichmäßigere Spannung der Seele, jene epische Ruhe erzeugen soll, die den Hintergrund bildet für die schlichte Aufnahme des Geschehenen. Herder hat diesen Vorzug des epischen Dichters in einem spätern Aufsatz „Homer und Ossian“[2]) vortrefflich gezeichnet: „Homer ist — im Gegensatz zu Ossian — blos ein Erzähler; sein Hexameter schreitet ein- und vielförmig dahin, ohne alle Teilnehmung, als die ihm der Inhalt auflegt. An diesem gleichgehaltenen Hexameter haftet gleichsam die ganze Kunst Homers; in ihm trägt er alle Leidenschaften vor, in ihm schildert er alle Gegenstände und Situationen im Himmel, auf Erden und im Orkus; mit ihm misset er Götter, Helden und Menschen gleichförmig. . . . . . Unermüdet irret er immer auf derselben lieblichen Saite und ward auf ihr ein Muster des Wohlklangs für alle Gegenstände und Situationen.“ Finden wir so bei Bürger eine unklare Vermischung des Lyrischen mit dem Epischen, wie sie beim Balladendichter erklärlich ist, so zeigt er anderseits eine völlige Verkennung der Eigenart antiker Kunst, die im homerischen Epos wie in der Blütezeit griechischer Plastik die Wucht des Gedankens, die Kraft der Erregung zu einer ebenmäßigen Schönheit der Form abzutönen weiß. Bürger dünkt es freilich nur ein

[1]) Str. I. 103.
[2]) In Schillers Horen 1795 = Suphan XVIII. 453 f.

lästiger Zwang zu sein, „die ganze, lange Iliade mit dem Maßstabe eines Verses wie mit einer Elle auszumessen", und der Zwang ist ihm um so lästiger, die Monotonie um so langweiliger, weil der Uebersetzer schon an sich durch die stete Rücksicht auf den Sinn des Originals gefesselt erscheint, während ein selbständiger Dichter „durch den Schwung einer erhitzten Einbildungskraft" den Fehler in etwas gut machen kann.

Bürgers zweiter Grund ist der ungleich bedeutendere; in der Probeschrift ist er noch nicht klar ausgesprochen, weil er sich im Wesentlichen erst durch den nachhaltigen Eindruck der Herderschen Schriften herausbildet. Auch hier hatte Herder eine allmähliche Umwandlung seiner Ansichten durchgemacht, ähnlich wie bei der Frage nach der Berechtigung einer Homerübersetzung überhaupt. Anfangs ist er noch durchaus gegen den Hexameter. Wenn bei den Griechen die singende Deklamation, das an den Gesang gewöhnte Ohr, die vieltrittige Sprache ihn fordere, so scheinen bei uns Sprache und Ohr und Deklamation ihn zu verbieten. Er versucht es wohl, einzelne Stücke der gehobenen Prosa nach den Versfüßen zu zergliedern, aber er kann nur Spondeen, Trochäen und Jamben, kaum in einigen Participien und wenigen andern Worten wirkliche Daktylen finden. Aber auch hier verschiebt sich eben leise seine Ueberzeugung. Als er in der zweiten Sammlung der Fragmente sich das Ideal einer Homerübersetzung ausmalt, möchte er doch nicht gern Poesie und Hexameter vermissen, Hexameter jedoch in griechischem Geschmack, nicht nach der Art von Klopstock oder Kleist; freilich auch jetzt noch fügt er resigniert hinzu: „sollte es auch nur Gelegenheit geben, uns immer aufmerksam zu machen, wie weit unsere Sprache und Poesie hinten bleibe". Jenen ausführlichen Nachweis, daß unsere Sprache an sich für den Hexameter wenig geeignet sei, entnimmt Bürger 1771 aus Herder und spielt ihn gegen jenen spätern Wunsch desselben aus. Dabei sucht er jedoch ausdrücklich, schon um Klopstock nicht zu verletzen, bereits hier die Folgerung Herders auf eine Uebersetzung zu beschränken; bei Homer läge die Vergleichung mit dem griechischen Hexameter zu nahe, und die müßte immer bei der großen Verschiedenheit in Harmonie und Wohlklang zu Ungunsten des deutschen ausfallen. „Will einer mutwillig und mit Vorsatz für die Vergessenheit Zeit und Mühe verschwenden, so versuche er's mit Hexametern! Denn wahrlich der möglichst beste deutsche Hexameter reicht kaum an den rauhesten griechischen[1])." Noch eifriger wird seine Abwehr, gereizt durch den Widerspruch, in dem „antihexametrischen" Aufsatz im Merkur. Er erklärt es für eine falsche Annahme, daß in allen Fällen nur dasselbe Metrum die möglichste Annäherung ans Original gäbe; man dürfe dem Deutschen, der eben nur seinen Heldenschritt zu schreiten gewohnt sei, es nicht zumuten, den griechischen Heldentanz nachzutanzen; denn während die griechische Sprache ganz und gar Gelenk wäre, hätte unsere eigene weit weniger und ganz andere Gelenke. Das Volle, das Langtönende im Deutschen passe an sich nicht für den Hexameter; reine Daktylen, d. h. solche, in denen wirklich die beiden kurzen Silben nicht mehr Zeit beanspruchten als die eine lange, hätten wir sehr wenig; auch unsere Spondeen fielen, wenn man sie genauer abwöge, meist in Trochäen aus. Wie eifrig müsse man daher beim Vorlesen skandieren, wenn sich die deutschen Hexameter auch nur einigermaßen dem Ohre als solche zeigen sollten! Der Hexameter sei eine natürliche Schöpfung der griechischen Sprache; nur unsere „verdammte Nachahmungssucht" könne daran denken, ihn zu übertragen; freilich, wenn wir erst einmal Otaheitische Metra kennen lernten, würden wir, geliebt's Gott, auch in diesen Silbenmaßen bald Gedichte machen. „Ob nun gleich — so fährt er fort[2]) — der Hexameter der vollkommenste Vers ist, so je von den Lippen der Musen gegangen, so würd' er doch einer deutschen Ilias eben so widernatürlich sein, als etwa eine beibehaltene Wortfügung der Originalsprache, wider den Genius der unsrigen, nur immer sein könnte. Ein jeder red' und singe doch, wie ihm der Schnabel gewachsen ist! Homer that das als Grieche, sang griechisch mit griechischem Schnabel und würde so eben wieder, mit deutschem Schnabel, deutsch gesungen haben." Bürger fühlt es wohl hindurch, daß er in seinem Eifer hier auch völlig den Stab bricht über den Hexameter in freien, deutschen Gedichten; drum betont er nochmals, um Klopstock zu versöhnen, daß alle diese nicht wegzuleugnenden Schattenseiten des antiken Metrums weit mehr in einer Uebersetzung heraustr äten als in einem selbständigen deutschen

---

[1]) Bohtz S. 140.
[2]) S. 177.

Dichtwerk. Die Sache stehe wesentlich anders, wenn man den einzelnen Schwierigkeiten ohne jeden sonstigen Zwang ausweichen könne, und wenn man, noch dazu bei einem Original wie Homer, ängstlich der vorgeschriebenen Marschroute folgen müsse. So könne er ruhig zugestehen, daß wir bereits gute deutsche Gedichte in Hexametern hätten, und doch eine brauchbare Homerübersetzung im selben Versmaß für ausgeschlossen halten. Als Bürger selbst im Jahre darauf den Hexameter gerade zu einer Uebersetzung, freilich aus dem Lateinischen, gebraucht, hebt er in der Vorrede zur Dido von Neuem hervor, daß er das fremde Metrum niemals gänzlich verworfen hätte, nur bei Homer ließe sich im Hexameter dessen hehre, reine „Ursimplicität" nicht beibehalten. „Der deutsche Hexameter verführt zu blendendem Farbenauftrag in Bildern und Prachtklang im Ausdrucke, wovon Homer nichts weiß. Manche einfältige, schmucklose Stelle, die im Originale gefällt, würde, ebenso einfältig und schmucklos in deutsche Hexameter gebracht, entsetzlich fatal und langweilig klingen[1])." Der Prachtklang im Ausdrucke und der blendende Farbenauftrag zielt natürlich auf Stolberg, zu den folgenden Worten könnten Bodmers Proben gesessen haben: je nachdem Bürger eine Uebersetzung der Ilias in Prosa oder in Jamben vorhat oder aber selbst seine Hexameter auf anderm Gebiete rechtfertigen will, ändern sich seine Gründe. — Daß übrigens Klopstock den Angriff Bürgers im Merkur nicht ruhig hinnehmen würde, war vorauszusehen. Den Homer hatte auch er anfangs nicht in deutschen Hexametern, sondern lieber in Prosa sehen wollen, ja er hatte selbst einige Stücke der Iliade so übersetzt, um sie dem später nicht erschienenen zweiten Teile seiner Gelehrtenrepublik einzureihen, aber anderseits hielt er den Hexameter in seinem Messias nicht nur für gleichwertig mit dem griechischen, sondern für noch vortrefflicher, und daß trotz aller Höflichkeiten der Hexameter im Deutschen überhaupt hier mit schwerem Geschütz angegriffen wurde, sah er klar vor Augen. Seine persönliche Erregung zeichnet Brockmanns Brief an Bürger vom März 1777; seine Absicht, auch litterarisch den Hieb zu parieren, hatte Bürger schon durch Voß erfahren[2]). Klopstock that das in zwei Aufsätzen des Deutschen Museums, die nachher einer größern Abhandlung in den „Fragmenten über Sprache und Dichtkunst"[3]) einverleibt wurden. Ohne seinen Gegner mit Namen zu nennen, führt er dessen hauptsächlichste „Angriffe", die sich ihm durch „stolze Parteilichkeit und demütige Gründe" auszuzeichnen scheinen, einzeln auf und sucht sie ausführlich zu widerlegen.

Der Hexameter war von Bürger verworfen; sobald er die Prosaübersetzung als einen Irrtum erkannte, hatte er den reimlosen, fünffüßigen Jambus an seine Stelle gesetzt. Die Wahl gerade dieses Metrums weist zunächst nach England, dessen Poesie bereits angefangen hatte kräftiger auf die unsrige einzuwirken; auch Pope hatte diesen Vers gebraucht, freilich gereimt. Die Vortrefflichkeit der englischen Muster im selben Versmaß hebt Bürger ausdrücklich hervor, aber seine Ueberzeugung war doch die, daß der jambische Tonfall überhaupt auch dem deutschen Ohre ebenso natürlich wäre wie der Hexameter dem Griechen. In seinen Aufsatz im Merkur webt er mit feiner Schmeichelei einen Ausdruck Wielands hinein, den dieser kurz vorher in seinem Briefe an ihn[4]) gebraucht hatte, der Jambus wäre „das echte, alte, natürliche heroische Metrum unserer Sprache". „Wenn Homer — so meint er — ein alter Deutscher im Zeitalter der Minnesinger oder Luthers, frei von klassischer Schulfüchserei und poetischer Pedanterei, gelebt hätte, so hätt' er auch — und das red't mir keiner aus — seine Ilias in Jamben gesungen. Wenn sie daher sagen, nicht der Jambus, sondern der Hexameter sei Homers Vers, so ist dies blos eine relative Wahrheit. Unter dem jonischen Himmel war der Hexameter allerdings Homers Vers und nicht der Jambus, unter dem nordischen Himmel hergegen ist umgekehrt der Jambus Homers Vers und mit nichten der Hexameter[5])." Gerade weil er seinem Homer das Gewand eines alten Deutschen anziehen wollte — so hatte Bürger schon bei der Veröffentlichung der ersten Proben behauptet —, müsse er ihn auch in einer Versart singen lassen, die ihm als einem solchen natürlich ist; ja er war damals nicht abgeneigt, in den „mächtigen, hallenden Gang" seiner Jamben einige Rauhigkeiten einzuflechten, um recht natürlich den Ton des rauhen Altertums

[1]) S. 243.
[2]) Str. II. 37, 9.
[3]) Werke X. 57 ff.
[4]) Str. I. 304; April 1776.
[5]) Bohtz S. 178.

zu treffen! Der hauptsächlichste Einwurf, der dem jambischen Metrum mit ungleich größerem Rechte gemacht werden konnte, als ihn Bürger selbst früher gegen den Hexameter erhoben hatte, war der der Eintönigkeit; darauf hatten den Dichter Klopstock wie Voß sogleich hingewiesen[1]), und das mußte er auch immer wieder aus den öffentlichen Kritiken heraushören[2]). So wird denn Bürger hier besonders leidenschaftlich; er glaubt, es wäre das alte Lied, die Hartnäckigkeit des klassischen Vorurteils stemme sich gegen die Erkenntnis des wahrhaft Poetischen, der echten, rechten volksmäßigen Dichtung. An die Stelle des Hexameters, der ihm nur als eine gelehrte Sonderheit erscheint, die man der Poesie aufzwingen möchte, will er ein Metrum setzen, das nicht für den Gelehrten allein, sondern fürs ganze Volk sein soll, und das ist ihm das jambische. Drum kann er auch die Eintönigkeit, das ewige Klippklapp, von dem seine Gegner sprechen, nicht zugeben, wenigstens nicht für ein deutsches Ohr, und darum handle sich's, nicht um ein griechisches. Er bemüht sich, die Möglichkeit der Abwechslung im Einzelnen nachzuweisen; in dem spätern antihexametrischen Aufsatz findet er sie in dem immerhin noch sehr verschiedenen Zeitmaße der langen wie der kurzen Silben, die er wenigstens nach je drei Graden abteilt, in dem Wechsel der Cäsuren, in den bald jambisch auf-, bald trochäisch niedersteigenden Füßen. Anfänglich hatte er offenbar weiter gehn und sich größere Freiheiten gestatten und damit größere Abwechslung erreichen wollen. In dem Vorbericht zu seinen ersten Proben zählt er auf, abgesehen von der absichtlichen Hineinnahme nicht ganz reiner Jamben, den männlichen oder weiblichen Ausgang der Verse, etwa auch die gelegentliche Einmischung von Anapästen und das vorzeitige Abbrechen des Metrums. Die Grenzen des jambischen Verses, der für ein langes Gedicht doch nicht genug Mannigfaltigkeit besäße, lieber „durch Eroberung einiger Ländereien des Anapästes" zu erweitern, dazu riet später auch Voß dem Dichter, aber in seinem Homer hat letzterer in Wirklichkeit die Anapästen ebensowenig angewandt wie in den jambischen Verszeilen seiner Balladen. Durchgeführt ist auch sonst von jenen Abwechslungen selbst in den ersten Proben so gut wie nichts. Uebrigens ist die Vergleichung der letztern mit der spätern Umarbeitung auch metrisch nicht uninteressant; manche Härten sind gemildert, namentlich in den wenigen Versen des sechsten Buches, die schon deshalb stärkeren Veränderungen unterworfen waren, weil sie von Neuem im Druck erschienen. Unter den 425 Versen des ersten Buches waren von vornherein nur vier Elfsilbner, davon ist nur einer in die spätere Bearbeitung übergegangen[3]); der eine Sechsfüßler ist wohl nur aus Versehen geblieben[4]); von den beiden Dimetern ist einer gewahrt[5]). So nimmt die Neigung, den Vers gleichmäßig, regelrecht zu bauen, jedenfalls eher zu als ab, und damit wächst noch die Einförmigkeit. — Eine zweite Schwierigkeit empfand Bürger selbst. Als er im Jahre 1779 an eine Ossianübersetzung denkt, erzählt er Boie, wie oft er schon bei Homer Worte von dem Tonfall wie weißbusige, weißarmige verwünscht hätte, weil sie ihm den ganzen Takt verdarben. Es ist zweifellos keine geringe Anzahl von Worten, die sich ihm deshalb ganz verboten oder doch nur mit großer Härte in den Jambus hineinfügten; mindestens hat Bürger diese Härten recht wenig vermieden.

Gilt es nun, Bürgers Untersuchungen nach ihrem bleibenden Werte kurz zu beurteilen, so hat Bürger selbst zunächst über sie den Stab gebrochen, indem er später den Jambus fallen ließ, weil, wie er sagt, seine ersten Waffen nicht leisteten, was sie sollten, und was er mit den veränderten konnte. Zu Ende jenes scharfen Aufsatzes[6]) hatte er noch gemeint: „So weit ich poetisches Vermögen besitze oder nur an höheres Vermögen anderer hinaufsehen kann, glaub' ich, daß einer seine und Homers Schande an Hexametern arbeiten werde. Soll mich das Gegenteil überführen, so muß es a posteriori geschehen, durch eine Uebersetzung in Hexametern daneben, welcher die meisten oder wichtigsten Stimmen den Vorzug zusprechen. Gern will ich mich dann zum Ziele legen und meinen ganzen jambischen Plunder ins Feuer werfen." Nun war es so

---

[1]) Str. I. 103. II. 68. 220.

[2]) So beispielsweise bei dem Rezensenten der Neuen Bibliothek S. 59 und in einer vergleichenden Kritik von Bodmers und Stolbergs Homer durch Köhler: Allgemeine deutsche Bibliothek XXXVII. (1779). S. 131.

[3]) V. 43; die drei andern sind V. 117. 226. 325.

[4]) V. 93.

[5]) V. 259, im Gegensatz zu V. 95.

[6]) S. 181.

gekommen. An die Spitze des Vorberichts vor seinem hexametrischen ersten Buche stellt er einen Vers, den er der Vossischen Odyssee entlehnt, und es ist zweifellos, daß die letztere hauptsächlich bei ihm den Umschlag bewirkt oder besser sein Schwanken entschieden hat. Schon die Heftigkeit, mit der er in dem letzten Aufsatz im Merkur seine Stellung verficht, zeugt nicht ohne weiteres von einer guten Sache; die Stolbergsche Ilias macht diese Stellung jedenfalls wankender, ihn selbst unschlüssiger; die Uebersetzung der Dido in Hexameter muß schon den Rückzug decken; aber aus dem Zweifeln und Zaudern heraus nun geradezu ins feindliche Lager überzugehn, diesen kühnen Entschluß brachte der gewaltige Eindruck der Vossischen Musterarbeit bei ihm zur Reife. Damals sang Klopstock seine Ode und begrüßte jubelnd den Dichter, der ohne des Reimes schmetternden Trommelschlag wieder im Ton des Griechen gesungen, der Wohlklang und Silbenmaß von Neuem zu Ehren gebracht hätte. Und Bürger, dem das Auge hier nicht durch sein eignes Interesse getrübt war, der inzwischen auch Zeit gehabt hatte, seine Leidenschaft abzukühlen, faßte von Anfang an Voß' Arbeit begeistert auf. Sie schien ihm, wie er an Boie schrieb[1]), eine bessere Verdeutschung ganz auszuschließen; so „richtig, homerisch und vortrefflich" fand er alles. Wie Stolberg am liebsten seine Ilias mit der Odyssee des Freundes zu einem gemeinschaftlichen Werke verbunden hätte, so mochte auch ihm wohl der Gedanke kommen, ob nicht er der Berufenere wäre, um seine Ilias danebenzustellen. Auch die Weimarer bekehren sich jetzt. Wieland, der früher so energisch für die Jamben gegen den Hexameter eingetreten war, lobt Voß' Odyssee ebenso begeistert, und als es sich später um Knebels Lucrez handelt, erklärt er sich aus drei Gründen nunmehr für den Hexameter[2]): erstlich, weil der Jambus den Gebrauch vieler Wörter untersagt, die sich entweder gar nicht oder nur mit großer Mühe und Schwierigkeit in diese Versart hineinzwängen lassen; zweitens weil der Hexameter mehr Geschmeidigkeit hat und der Rede einen größern Spielraum giebt als der Jambus; drittens endlich weil er eben darum in einem langen Werke das Ohr weniger ermüdet. Freilich, daß der jambische Vers unserer Sprache an sich natürlicher ist als der Hexameter, das hält er auch hier fest.

Und das werden wir auch heute noch gerade so festhalten müssen; in diesem Punkte bleiben wir bei Herder und Bürger stehen. Der ganze Bau des Deutschen weist hin auf ein jambisch-trochäisches Maß, wenn wir auch freilich kein einzelnes Versmaß nennen können, das durch längern Gebrauch unserer Litteratur eigentümlich geworden wäre. Auch von der Niblungenstrophe kann das niemand behaupten, und gerade damals würdigte man die letztere noch so wenig, daß Bodmer 1767 ganz ernsthaft einen Teil des Nibelungenliedes, um es verständlicher zu machen, in Hexameter übertrug! Der Hexameter selbst bleibt ein griechisches Metrum, das schon bei den Römern nicht unwesentliche Veränderungen sich gefallen lassen mußte, um ihnen mundgerecht zu werden. So ist es denn gewißlich wahr, was Herder 1767 an Scheffer schrieb: „Bei den Griechen floß der Hexameter natürlicher aus der Sprache und der Musik, bei uns ist er blos ein Werk der Kunst; ein Unterschied, den ich in aller Weite mir selbst noch nicht auseinandersetzen kann, der aber beträchtlich ist[3])." Dies Werk der Kunst hat später unter den Händen von Voß und Goethe, der schon von den letzten siebenziger Jahren an den Hexameter einzeln anwendet, unleugbar große Erfolge erzielt; es hat sich sein Bürgerrecht in unserer Sprache erzwungen. Es hat sich gezeigt, daß man damals Recht hatte, wenn man die deutsche Sprache auch zu dieser Nachahmung des Fremden für geeigneter hielt als die englische oder französische. Um den Hexameter aber auch für deutsche Originalwerke brauchbar zu machen, mußte man unsere Sprache erst scharf in die Schule nehmen; sie hat in dieser Schule gelernt, ist gelenker und kräftiger geworden, aber es war nicht zu vermeiden, daß der Zwang oft auch schärfer war, als ihr gut that. Im Ganzen werden wir trotz Goethes Meisterwerke Bürgers Ansicht, von der er ausging, heute eher umkehren: der Hexameter ist berechtigter in Uebersetzungen aus der Antike als in Originalgedichten der Jetztzeit. Auch Bürger selbst sah es später ein, daß er in Jamben vielleicht kein schlechtes Gedicht würde zu Stande gebracht haben, aber nimmer und nimmer Homers Ilias. So behält denn der Rezensent in der Neuen Bibliothek[4]) wieder einmal

[1]) Str. III. 74.
[2]) Werke XXXVI. 146.
[3]) Vgl. auch die schon oben angeführte Stelle Suphan XXV. 314.
[4]) S. 60.

Recht: „Ueberdies geht ein Teil des homerischen Tons durch diese Versart verloren. Der Bau des Perioden muß in Jamben ungleich moderner werden, als es die Natur unserer Sprache nötig machte, wenn man den Hexameter wählte. Die vielfältigen Wiederholungen möchte ich so wenig als möglich ausgelassen, die einfachen Verbindungen der Sätze so wenig als möglich modernisiert, den Gang und besonders die Stellung der Ideen so wenig als möglich geändert sehen. Alles dieses sind wesentliche Bestandteile des Homers; allein die gewählte Versart zieht Herrn B. von dem äußersten Grade dieses „so wenig als möglich“ um einige Stufen weiter zurück, als seine Uebersetzerfähigkeiten ihn bei dem Hexameter gebracht haben würden.“ Im selben Sinne zweifelte schon früh Boie, ob die Majestät des homerischen Hexameters sich in deutsche Jamben wohl kopieren ließe[1]). Wir werden unsern deutschen Homer auch heute am liebsten im Hexameter lesen, weil er uns in diesem noch am wenigsten zu verlieren scheint, aber wir werden das Gefühl nicht los werden, daß die natürliche Einfalt des Gedichts immerhin leidet unter der Anwendung der künstlichen Form. Zwischen zwei Uebeln wählen wir das kleinere, aber wir können es wohl begreifen, was Bürger in seinen metrischen Irrgang hineintrieb.

Die erste Aufgabe einer Uebersetzung ist die richtige, sachliche Wiedergabe des in dem Original Enthaltenen; dazu gehört eine genügende Kenntnis der Sprache des letztern und ein sorgfältiger Fleiß, der den Schwierigkeiten nicht aus dem Wege geht. Beiden Anforderungen genügt die Uebersetzung Bürgers nach dem damaligen Standpunkte der Forschung. Der Dichter kann hierin die Parallele mit Bodmer und Stolberg, in seinen hexametrischen Proben auch mit Wobeser gut aushalten; nur soll man ihn nicht einseitig mit Voß vergleichen, denn eine so glückliche Vereinigung hervorragender philologischer Durchbildung mit der Kraft des Dichters war auch damals selten, vielleicht noch seltener als heutzutage. Den sauren Weg „durch scholastische Sandwüsten nach dem heiligen Golde des Unsterblichen“ zu wandern und dann in schöpferischer Kraft das alte Gold noch umzuschmelzen in neue, geschmackvolle Formen, das war eine Aufgabe, die auch Bürgers Kräfte überstiegen hätte. Wir hören wohl gelegentlich, daß er durch einen Göttinger Freund sich den Eustathius verschaffen will[2]), aber im Ganzen kürzt er sich den Weg doch ab; es ist nicht zu leugnen, daß in zweifelhaften Fällen auch die Clarkesche Uebersetzung mitbenutzt ist, ja auch wohl zu Fehlern Veranlassung gegeben hat[3]). So sind denn Bürgers Proben gewiß nicht geeignet gewesen, für die Erklärung Homers selbständige Beiträge zu liefern, sie zeigen auch lange nicht die eingehende Beschäftigung mit den homerischen Realien, wie wir das bei Voß finden, aber darauf kam es auch zunächst nicht an. An der philologischen Kleinarbeit hatte es für Homer bislang nicht gefehlt, wohl aber an einem Dichter, der mitempfindend mit dem Original die eigene Sprache soweit in seiner Gewalt hatte, daß er den Fernerstehenden ein reineres Verständnis vermitteln konnte. Villoisons Kodex, der der homerischen Wortforschung vielfach neue Bahnen öffnete, war noch nicht gefunden; das aber, was man wußte, lag in den wörtlichen lateinischen Uebersetzungen, auch in den deutschen Vorarbeiten von Damm und bald darauf von Küttner offen zu Tage. Prüft man auf die Richtigkeit hin Bürgers jambische und hexametrische Ilias in ihrem Verhältnis zu einander, so steht die letztere noch ein gut Teil voran, wie überhaupt im Lauf der Arbeit schon bei den jambischen Proben die Genauigkeit in der Wiedergabe des Einzelnen mit dem fortschreitenden Verständnis des Originals zunimmt. Unzweifelhafte Fehler finde ich in der hexametrischen Uebertragung des ersten Buches nur noch drei[4]), in der jambischen außerdem etwa noch dieselbe Anzahl[5]), doch sind die drei letzten weniger bedeutend, und die eigenartige Uebersetzung von ὀλίγον τε φίλον τε beruht obenein auf einer später zurückgenommenen, allerdings recht thörichten Konjektur[6]). Bürger feilt an seinen Uebersetzungen nicht anders wie an seinen Balladen eher zu viel als zu wenig: schon für

[1]) Str. I. 23.
[2]) Str. I. 80.
[3]) So erklärt sich in der jambischen Uebertragung V. 3 die Verkennung des Absichtssatzes und VI. 81. die falsche Beziehung von discurrentes = ἐποιχόμενοι.
[4]) V. 66. 170. 270.
[5]) V. 206. 214. 238.
[6]) ψιλόν für φίλον; vgl. die Probeschrift S. 80 f. und dazu die Bemerkung Kästners.

seine Jamben zeigen das die Stücke, die in doppelter Fassung vorliegen; seine Hexameter haben geradezu durch „die unendliche Klauberei des Fleißes“ ein gut Teil Frische eingebüßt. Als er die Proben an Göckingk absendet, schreibt er: „Nein, nun wahrhaftig auch nicht einen Strich mehr! Man wird sonst nimmermehr fertig. Alles Ding muß irgendwo sein Aufhören haben. Kömmt man auf die Grenze, so gleitet man oft wieder zurück, wenn man nicht still steht. Verschlimmert man auch alsdann nicht, so verändert man doch blos, und das reißt wohl bis ans Ende der Welt nicht ab.“ [1]) Bürger ist hierin das reine Widerspiel von Stolberg, der, nach Bürgers späterem Urteil, wohl im Ganzen genommen ziemlich die Richtung der homerischen Bahn flog, aber nicht immer scharf genug hinsah auf Geleise und Fußstapfen und somit öfters bald hier, bald da aus dem Geleise schweifte. Vergebens versuchte Voß schon bei der zweiten Auflage von Stolbergs Ilias, dann von Neuem im Jahre 1785 den Freund zu veranlassen, allein oder mit ihm die bessernde Hand an sein Werk zu legen, ehe er selbst sich an eine eigne Uebertragung der Ilias machte; Stolberg war nicht zu bewegen, Vulcan hatte ihm wohl seine Flamme, aber nicht seine Feile gegeben. Ganz anders Bürger! Unverwandt und bis zum Schmerze hat er, wie er im Vorbericht zu seinen hexametrischen Proben sagt, die Augen jetzt auf den Punkt gerichtet, dem Homer an Geist und Leib auch das Kleinste nicht zu nehmen oder zu geben; daher auch Wolfs Lob, der einseitig von der philologischen Seite aus urteilt. Für die Ilias ist auch Bürger der erste, der in diesen letzten Versuchen der uns heute geläufigeren Forderung nachkam, daß die Zahl der deutschen Verse in den einzelnen Büchern genau entsprechen muß der Zahl der griechischen; freilich war ihm auch hier Voß in seiner Odyssee vorangegangen.

Dennoch dürfen wir jene Worte Bürgers über seine hexametrische Uebertragung nicht ohne weiteres auch auf seine Jamben anwenden; das würde ein falsches Bild geben. Wohl feilt und ändert auch hier Bürger reichlich, aber von jener Buchstabentreue ist er noch weit entfernt; die eigene starke Individualität will sich dazu noch nicht bequemen. Ein interessantes Beispiel für diese allmählich wachsende Treue des Uebersetzers bieten die sogenannten stehenden Beiwörter. Klotz und Riedel hatten die Möglichkeit einer brauchbaren Homerübersetzung wesentlich mit wegen der Unübersetzbarkeit dieser kleinen Beigaben bestritten, und es war an sich klar, daß hier die Hauptschwierigkeit lag, wenn es sich ernstlich darum handeln sollte, nicht nur den Sinn der einzelnen Worte, sondern auch den Ton des Ganzen zu treffen. Unsere heutige Sprache hat schon zu viel von ihrer sinnlichen Kraft verloren, um auf diesem Gebiet mit der homerischen wetteifern zu können, und die größere Verästelung der modernen Interessen läßt uns auch nicht mehr die nötige Ruhe, bei diesen Bildern im Kleinen liebevoll stillzustehen, sie immer wieder mit Freuden wie einen alten Bekannten zu begrüßen und so zugleich das, was sie sagen wollen, durch die öftere Wiederholung immer deutlicher uns vor Augen zu stellen. Goethe hat sehr weise daran gethan, in seinem Hermann die ausgeführten Gleichnisse mit einer einzigen, besonders begründeten Ausnahme gänzlich zu meiden und die stehenden Beiwörter nur mit starker Beschränkung in der Zahl der Fälle wie in der Art des Gebrauchs anzuwenden. Gleichwohl ist es nicht richtig, wenn Bürger in dem Vorbericht zu seiner ersten jambischen Probe Riedel gegenüber behauptet, die Epitheta wären doch nur ein sehr unbeträchtlicher Teil des Ganzen; auch Homer nähme sich die Freiheit, das Beiwort, wie es ihm passe, wegzulassen oder hinzuzusetzen; warum sollte sein Uebersetzer ängstlicher verfahren? In seinen jambischen Proben kommt es Bürger überhaupt noch nicht darauf an, ob er „einige unerhebliche und unmerkliche Fransen“ an Homers antikem Gewande aufgiebt, und so läßt er natürlich auch die Epitheta, wenn sie ihm an der betreffenden Stelle nicht passen, oder aber wenn ihre Verdeutschung überhaupt ihm Schwierigkeit bereitet, ohne Umstände aus, unbekümmert, ob damit nicht doch ein charakteristisches Merkmal des homerischen Stils geschmälert wird, ganz abgesehen davon, daß er der Willkür des Uebersetzers Thür und Thor öffnet. Er hat dies später selbst eingesehen: in seiner hexametrischen Uebertragung wird die früher ganz gewöhnliche Auslassung der Epitheta zu einer seltenen, entsprechend dem Grundsatze peinlichster Treue, wie er ihn nunmehr im Vorbericht aufstellt. Aber auch, wo er beide Mal überträgt, ist die Art der Uebertragung jetzt eine andere: er begnügt sich nicht mehr mit einem nur die Oberfläche streifenden, meist verallgemeinernden Ausdruck, er sucht auch

[1]) Str. III. 123.

den Kern des Wortes, seine sinnliche Grundbedeutung hinüberzunehmen: aus dem „langen" Speer wird nun der „weitschattende" oder „weithinschattende" (= δολιχόσκιον ἔγχος); die „edlen" Rosse werden zu „prächtig bemähnten" (= καλλίτριχες ἵπποι); κέντορες ἵππων wird nicht mehr durch „Reisige", sondern durch „Sporner der Rosse" wiedergegeben; αἰχμητής, bislang „kriegerisch, Kriegesheld, Kriegeswüterich", heißt nun „lanzenkundig, lanzenversucht, der Lanzenschwinger"; der „edle" oder der „schlachterfahrene" Hektor wird zum „helmbuschschüttelnden"[1] (= κορυθαίολος); der „schmerzliche" Pfeil zum „bittern" oder „herben" (= πικρὸς ὀϊστός); ja er wagt jetzt unter lebhafter Zustimmung Wolfs[2] die βοῶπις Ἥρη mit Zuhilfenahme eines altertümlichen Ausdrucks als „farrenäugige" zu bezeichnen, nicht ohne in einer eigenen Anmerkung vor dem „ästhetisch-kritischen Johann Hagel" das noch besonders zu rechtfertigen. Früher hatte er sich mit „dunkeläugig, himmeläugig, strahlenäugig" oder „hocherhaben" zu helfen gesucht; einem menschlichen Weibe wagt er auch jetzt noch nicht seinen neuen Titel zu geben: die Klymene, die Dienerin der Helena, nennt er „edel von Augen". Das Beiwort der Athene, γλαυκῶπις, bringt auch er nicht an die Eule heran; die griechische Göttin wird auch ihm zur „blauäugigen",[3] an einigen Stellen der jambischen Uebersetzung zur „himmeläugigen" oder zur „blonden". Auch sonst merkt man deutlich, wie der Uebersetzer jetzt wortgetreuer, d. h. in stärkerer Rücksicht auf die Etymologie den homerischen Ausdruck wiederzugeben sucht. Ich verweise auf αἴθοψ, früher „schwarz, dunkel", jetzt „feurig" vom Weine; in εὐκνημίς, κρατερῶνυξ und χρυσόθρονος[4] will er dem ersten, in εὔπεπλος, ῥοδοδάκτυλος und ὑψηρεφής[5] dem letzten Bestandteile des Wortes gerechter werden; ποδάρκης wird nun zu dem wenig geschmackvollen „schenkelrasch" oder „schenkelgewaltig", ὠκύπους umgekehrt zu „schnellgeschenkelt"; Ἄρτεμις ἰοχέαιρα heißt nach der Ableitung von χαίρω die „Pfeileliebende", auch die „Freundin der Pfeile", früher die „Himmelsjägerin" oder die „Bogenspannerin"; die modernere Uebertragung „Thetis mit dem Silbersaum" muß weichen dem schlichten „silberfüßig" (= ἀργυρόπεζα), und die „holde" Aphrodite wandelt sich umgekehrt in die „Huldin des Lächelns" (= φιλομμειδής). Daß solche zum großen Teil von Bürger neugeformte, nur in seltenen Fällen aus Voß' Odyssee übernommene Ausdrücke zunächst fremdartig klangen, war nicht wohl zu vermeiden, und die gewagtesten Bildungen werden noch an anderer Stelle aufzuführen sein. Aber im Ganzen bleibt es doch wahr, was bereits Lessing erkannte, daß unsere deutsche Sprache im Gegensatz zu der französischen durch ihre Bildungskraft meist die Uebertragung in ebenso kurze, gleichgeltende Beiwörter verstattet. Wie schwer hat es die Dacier! Zumeist läßt sie unsere Epitheta kurzweg aus oder verflacht sie zu nichtssagenden, farblosen Wörtchen; will sie das Charakteristische einigermaßen halten, so muß sie gewöhnlich durch einen ganzen Satz, meist einen Relativsatz, umschreiben[6] und zerstört damit, wenn sie auch den Sinn rettet, unwiederbringlich das Gemälde. Daß das „ganz wider Homers Ton" ist, wie es denn überhaupt für den Uebersetzer nicht nur darauf ankommt, was das Original gesagt hat, sondern auch wie es das Was gesagt hat, das weiß auch Bürger, und wir können da nur über den Grad der Freiheit mit ihm rechten, die er sich unserer Sprache gegenüber bei seinem „Zuwägen" nimmt. Schärfer trifft ihn ein anderer Tadel, daß er uns nämlich zu einem ruhigen Genuß und zu einem Sichhineingewöhnen in dies eigentümliche Kleid seiner Sprache nicht recht kommen läßt, indem er immer und immer wieder ändert und das eben gefundene

---

[1]) Freilich schwankt Bürger nachher wieder und setzt den „geschäftigen" ein.

[2]) Kleine Schriften II. 640–642. Als Voß bei der Durchsicht seiner Ilias Oktober 1799 Wolfs Aufsatz wieder durchliest, meint er — Briefe II. 248 — fast alle seine Bemerkungen brauchen zu können; „nur bei den altweltlichen Beiwörtern muß der modernen Sprache nicht völlige Erreichung, sondern mögliche Annäherung zur Pflicht gemacht werden." Er selbst übersetzt das βοῶπις πότνια meist mit „hoheitblickend", Stolberg sagt „die Göttin mit großen, rollenden Augen" oder „großgeäuget", ebenso Wobeser „großäugig", Bodmer verflüchtigt noch mehr zu „großmächtig" oder „majestätisch."

[3]) Einmal auch: die Göttin der blauen Augen; Stolberg: die Göttin mit blauen Augen.

[4]) Ich gebe kurz die deutschen Ausdrücke: fußgeharnischt, schenkelgeharnischt; schöngeharnischt, schönfußgeharnischt. — ehernhufig; starkgehufet. — thronerhaben; goldthronend.

[5]) blankgeschmückt, schön; schönbekleidet. — mit der Rosenhand; rosenfingrig. — hoch; hochaufragend.

[6]) ὑψιβρεμέτης = qui ébranle la terre par ses tonnerres; τειχεσιπλήτης = qui se plait à renverser les plus fortes murailles; ἑκηβόλος = dont les traits sont inévitables u. s. w.

Wort durch ein neues, wie er meint, glücklicheres verdrängt. Es beruht dies ebenso sehr auf der besonders sporadischen Entstehungsweise der Bruchstücke, wie auf der ganzen Sinnesart Bürgers; diese Versuche hätten eben hinter den Kulissen bleiben sollen. So finden wir denn, da noch die anfängliche Achtlosigkeit in der Uebertragung der Epitheta hinzukommt, unter Umständen eine wahre Blumenlese von Versuchen: ἄναξ ἀνδρῶν [1]) wird auf dreizehnfache, ἀμύμων [2]) auf zwölffache, μεγάθυμος [3]) auf neunfache, δῖος [4]), βοὴν ἀγαθός [5]) und ἠΰκομος [6]) auf siebenfache Weise wiedergegeben. Das schwer zu übersetzende αἰγίοχος, das Bürger in der jambischen Uebertragung entweder ausläßt oder als Eigennamen „Aegioch" giebt, wird nachher, statt ein festes Wort daraus zu formen, gleicherweise zu „schrecklich, schrecklichbeschildet, donnernd, donnerbewaffnet". Man sage nicht, das wären Kleinigkeiten; die Art der Uebertragung dieser oft unscheinbaren Wörtchen ist wesentlich für den Eindruck des Ganzen. Schlagen sie nicht mehr wie etwas Altbekanntes an unser Ohr, drücken sie sich nicht mehr jedes neue Mal stärker in die Auffassung des Hörers oder Lesers ein, so geht damit zunächst ein charakteristisches Merkmal der homerischen Poesie, aber auch ein Teil jener epischen Ruhe verloren; würden wir je den Refrain eines Volksliedes in der Uebersetzung zu verwischen wagen? Daß auch andere Uebersetzer, selbst Voß, hierin noch zu wünschen übrig lassen, liegt an den Schwierigkeiten, welche gerade hierfür die metrische Uebersetzung bietet; der Mangel tritt aber um so schärfer heraus, je eigentümlicher die Wortbildungen sind, die Bürger in schneller Folge wechseln läßt, nicht nur in den jambischen Bruchstücken, die ja immerhin verschiedenen Ansätzen ihre Entstehung verdanken, sondern auch in den jedenfalls schneller niedergeschriebenen Hexametern.

Fr. A. Wolf schreibt in jener Kritik der Bürgerschen Hexameter, um es zu begründen, daß er sich fast ausschließlich mit der Frage nach der Richtigkeit der Uebertragung beschäftigt: „Wenn mich meine Einbildung nicht sehr trügt, so hängt in diesem Fall von jener alles ab, und ein deutscher Homer würde meinem Bedünken nach nur in dem Grade schön sein, in welchem er eine richtige und treue Kopie des griechischen ist." In dieser Schärfe ist Wolfs Standpunkt natürlich unhaltbar: neben die Treue gegenüber dem Original tritt als gleichberechtigt und gleich notwendig die Treue gegen die eigene Sprache. Weit schärfer hat Wieland [7]) die Aufgabe des Uebersetzers gezeichnet: „Treue und Deutlichkeit sind die ersten und wesentlichen Pflichten, eine Treue, die, so viel als es nur immer möglich ist, den Sinn und Geist des Originals wie ein reiner Spiegel darstellt und sich an die Worte desselben nur insofern bindet, als es ohne Nachteil der Sprache, in welche man übersetzt, und des Autors, der durch eine ängstliche und buchstäbliche Uebersetzung fast immer entstellt und verunziert wird, geschehen kann." Wenn Wieland an anderer Stelle [8]) ähnlich wie Goethe an und für sich verschiedene Arten von Uebersetzungen, auch der antiken Schriftsteller für möglich hält und von der zweiten Art sagt, daß sie den Homer übertrage, „wie zu vermuten ist, daß der alte Grieche gesprochen haben würde, wenn er (alles übrige gleich) unser Zeitgenosse gewesen und in unsrer modernen Sprache gedichtet hätte", so setzt er doch gleich hinzu, daß in einer solchen Uebertragung, in der Popes, der gute, alte Homer freilich nichts dabei verlor als die reine Hälfte dessen, was ihn zum Homer machte. Sollte Homer nicht andauernd in einer unklaren, ja falschen Beleuchtung erscheinen, sollte das homerische Licht uns voll aufgehen, so mußte sich das Publikum an eine Uebertragungsart gewöhnen, die freilich die Uebersetzung dem Original nicht identisch machte, die aber so viel wie irgend möglich

---

[1]) der Fürst, der Regent, der Regent der Völker, der Herrscher der Völker, der Völkerbeherrscher, der Männerbeherrscher, der Gebieter der Achäer, der König der Scharen, der König der Streiter, der König der Menschen, der Feldherr, der Feldherr aller Heer', der Völker Feldherr.

[2]) schöngestaltet, gepriesen, tadellos, unbescholten, unvergleichlich, trefflich, hoch, edel, fromm, heilig, großherzig, großgesinnt.

[3]) großmütig, starkmütig, mutig, großgesinnt, hochgesinnt, edelgesinnt, edelmütig, edel, erhaben.

[4]) göttlich, der Göttersohn, stattlich, edel, edelmütig, hoch, weise.

[5]) der Held, stark, tapfer, mächtig in der Schlacht, trefflich in der Schlacht, gewaltig in der Schlacht, der Schlachtenbelobte.

[6]) liebhold, blond, schönlockicht, strahlenlockig, lockenlieblich, schönumlockt, schöngelockt.

[7]) Werke (Göschen) XXXVI. 137.

[8]) XXXVI. 129 f.

hinübertrug und es jedenfalls als die vornehmste Aufgabe ansah, den Charakter des Autors zu wahren. Erst wenn man sich über dies Prinzip klar war, durfte und mußte der Geschmack des Uebersetzers bei jedem einzelnen Schriftsteller, an jeder einzelnen Stelle zur Geltung kommen.

Dieser Begriff der innern Treue war auch Bürger von Anfang an nicht fremd. Schon in seiner Probeschrift spricht er von Homer „in seiner wahren und unvermummten Gestalt"; er will getreu, aber nicht wörtlich nach dem gemeinen Lexikon übersetzt wissen, denn man müsse den homerischen Ausdrücken das echte Gepräge, das wahre Gewicht und Gehalt im Deutschen zuzuwiegen suchen; er verlangt dazu einen langen und vertraulichen Umgang mit dem alten Dichter und das allerfeinste kritische Gefühl. Aber es frägt sich, ob Bürger selbst der geeignete war, nicht um das, was Not that, zu erkennen — daran fehlte es nicht —, sondern um es durchzuführen. Einen Dichter brauchte man, um die Bahn zu brechen, aber jedem Uebersetzer thut ein gut Teil Selbstverleugnung Not, er muß zunächst aus seiner eigenen Natur wie aus all den besonderen Verhältnissen von Zeit und Ort heraus, um sich in eine fremde Welt, in eine fremde Individualität zu finden. Es wird dies um so leichter sein, je näher sich die Zeiten wie die Dichter stehen. War Bürger wirklich geeignet, diese Selbstentäußerung soweit zu üben, daß er Homer uns verdeutschen konnte in dem echten Gepräge, mit dem wahren Gewicht und Gehalt? Daß selbst bedeutende Köpfe der damaligen Zeit dieser Ansicht waren, zeigt der lebhafte Beifall, den sein Plan anfangs in Weimar, bei Wieland, Goethe, ja auch bei Herder fand. Man ging einseitig aus von Homer als Volkssänger und hielt Bürger als den Dichter, der in seinen Balladen den Volkston traf, auch für geeignet, den alten Volkssänger zu übertragen. Als Goethe aus der gährenden Genieperiode zu reineren, klareren Formen durchdrang, wurde ihm Bürger, der in der alten Haut stecken blieb, fremd und fremder; wie er jetzt in der Nausikaa, wie er später im Hermann und in seiner Achilleis dem Homer nahe zu rücken suchte, das hatte mit Bürgers Art wenig, fast nichts mehr gemein; mittlerweile war ihm eben die Decke, wie er selbst sagt, von den Augen gefallen, Homer stand vor ihm, frei von jeglicher Tendenz, „ein lebendiges Wort."

Daß Bürgers Homer mißglückte, lag doch zuvörderst daran, daß gerade dieser Uebersetzer bei allem äußern Fleiß am wenigsten geeignet war, seine Individualität zu Gunsten des Originals zurückzudämmen; das wurde besonders verhängnisvoll, wo eben der Uebersetzer und der zu Uebersetzende sich in ihrer Eigenart so fern standen. Hier der moderne Sänger in seiner Unruhe und Hast, aus der mangelnden Befriedigung mit dem, was ihn umgab, flüchtend in die Beschäftigung mit der Antike, um diese dann doch wieder auszunutzen für sich selbst, für seine poetischen wie für andere Zwecke, und dort der Sänger mit dem Kindermund, in dessen unnachahmlicher Einfalt Bodmer schon früh die hauptsächlichste Schwierigkeit sah, ihn zu übertragen, der, nach Sulzers treffendem Ausdrucke, unbekümmert, ob ihm jemand zuhöre, und was andere dabei fühlen können, mit voller Stimme singt, was er fühlt. Das wollte nicht recht zusammenstimmen zu einem guten Klang. Als Voß beim „Notenmachen" ist, „einer ekelhaften Arbeit", wird sie ihm dadurch versüßt, daß er oft Gelegenheit findet, Homeren sein Eigentum, das ihm die Scholiasten genommen hatten, wieder zu geben, „sein Spielzeug, das die alten, weisen Herrn nicht leiden konnten, weil sie nicht lernen wollten, Kinder zu sein wie er." [1]) Wie weit ist Bürger entfernt von dieser kindlichen Aufnahme des Gebotenen, er, der noch vor seinen letzten Proben selbstgefällig sagt: „Man müßte verzweifelt wenig können, wenn man den Homer nicht auch hier und da zu verschönern im Stande sein wollte. Denn so sehr er auch θεῖος ἀοιδός, λαοῖσι τετιμένος ist, so ist er doch auch manches Mal nicht mehr, ja wohl gar weniger als unsereiner." Der gute Voß gerät darüber in einen heiligen Zorn; noch drei Jahre darauf schreibt er [2]) mit ausdrücklicher Beziehung auf Bürgers Worte: „Homer ist, wie in der Erfindung, die den Uebersetzer nichts angeht, so in der Darstellung das höchste Ideal bis auf die feinsten Grazien des Ausdrucks, der Wortfolge, des Periodenbaus, des Klangs und der Bewegung. Je näher ihm, desto vortrefflicher. Ihn übertreffen zu wollen, ist die Frechheit des gefallenen Engels, es

[1]) Briefe II. 264.
[2]) Briefe II. 282.

zu wähnen, seine Verfinsterung. Auch in einem Epigramm, das Voß erst später gegen Pope kehrte, sucht er Bürger zu geißeln: [1])

Wär' ich Homer gewesen, ich hätte das, flisterte Bürger
Vater Homeren ins Ohr, sicherlich also gesagt.
Sicherlich hätt' ich es selber gesagt, wär' ich Bürger gewesen,
Flisterte Vater Homer Bürgern ins Ohr und verschwand.

Es wird aber nicht nur Bürger schwer, sich unterzuordnen. Auch Stolberg hatte, so große Vorzüge ihm die volle Kraft dichterischer Begeisterung bot, so lebhaft er auch ausrufen konnte: „O lieber Leser, lerne Griechisch und wirf meine Uebersetzung ins Feuer", [2]) es darum doch nicht verstanden, seinen Homer rein zu halten von den Verirrungen der Zeit. Auch er hatte in seinen Feuerkopf nicht naiv aufgenommen, was sich ihm bot, die keusche Einfalt und jungfräuliche Bescheidenheit der homerischen Muse, sondern alles das recht bedenklich durchsetzt mit modernen Zuthaten; [3]) schon die vorgedruckte, ursprünglich dem alten Bodmer gewidmete Ode zeigte diese unklare Mischung der Farbe. So verstehen wir erst die Parteinahme der Weimarer für die poetisch weit wertlosere, aber schlichtere, hausbackenere Uebersetzung des alten Bodmer, in dem Herder den Mann achtete, „der mit seinem Altvater viele Jahre unter einem Dache gewohnt und ihm redlich gedient hat", in dem er, wenn nicht Homers Freund und Mitsänger, so doch seinen ehrlichen Diener sah, der ihm lange die Harfe getragen. [4]) Es sind tiefempfundene Worte, die Herder bei dieser Gelegenheit gegen Stolberg richtet: „Ueber eine Sache geheimer und liebster Freuden streitet man nicht gern auf dem Markt; aber dem, dünkt mich, ist Homer nicht erschienen, der den lieben Fußgänger nur auf raschrollendem Wagen und den sanften Strom seiner Rede als Mühlengeklapper einer sogenannten Heldenpoesie sich vorbildet. Sein Tritt ist sanft und die Ankunft seines Geistes wie Ulysses' Ankunft in der Heimat; nur der kann sein Vertrauter werden, der sich diese demütige Gestalt weder verlügt noch hinwegschämet." Herder meint Stolberg, aber er trifft Bürger mit. Es geht uns in dessen Homerübersetzung nicht anders als in seinen Balladen; oft genug werden wir an den schönsten Stellen durch einen kaum erklärlichen Mißgriff, bald durch ein unedles Kraftwort, bald wieder durch ein affektiertes, tändelndes Spiel beleidigt. Es ist eben das Haschen nach einer falschen Volkstümlichkeit, das sichere Zeichen, daß der Dichter selbst nicht harmonisch gebildet, nicht ausgereift ist.

Daß aus dem καλλιπάρηος ein rosenwangig wird, daß Aphrodite nicht die weißen Arme, sondern die Lilienarme um den Sohn schlingt, daß Bürger das einfache λευκώλενος bald in silberarmig, bald in lilienarmig, bald in schwanenarmig umformt, läßt sich schließlich noch verteidigen, wenigstens thun das andere Uebersetzer auch, aber der Versuch, die neue Bezeichnung „Göttin Schwanenarm" ohne weiteres für den Namen der Here einzusetzen, ist Bürger eigentümlich. Auch sonst fehlt es nicht an der Zuwägung von stärkeren Effekten: aus dem θάμβος wird gleich Entsetzen; ein ἀνήκεστον κακόν wird zum Höllenschmerz; Akamas heißt, weil er ἠΰς τε μέγας τε ist, ein Hüne; Thersites, der es liebt, mit den Königen zu streiten, bellt ihnen entgegen. Die Götter bei Homer g e h e n vom Olymp herunter, bei Bürger fliegen sie herab oder entschwingen sich ihm; Thetis wird von Achill gebeten, sich neben Zeus zu setzen, damit sie ihn

---

[1]) Poetische Werke. Leipzig 1853. V. 274; vergl. Wilhelm Herbst: Johann Heinrich Voß. Leipzig 1872—1876 I. 302. Herbst vermutet hier, auch ein anderer, unter die Vermischten Gedichte aufgenommener Versuch von Voß unter derselben Aufschrift „Der englische Homer" hätte sich ursprünglich auf Bürger bezogen; daß dies sicher unrichtig ist, haben schon Bernays S. LXIII und Schröter S. 161 dargethan.

[2]) Bei dem δακρυόεν γελάσασα VI. 475.

[3]) Aus ganz richtigem Gefühl urteilt auch Schillers Braut in einem Briefe an Schiller: Schiller und Lotte 1788—1805. Zweite, den ganzen Briefwechsel umfassende Ausgabe, bearb. von Wilhelm Fielitz. Stuttgart 1879. I. 237.

[4]) Suphan XXV. 315; vergl. dazu Goethe-Jahrbuch V. 212. — Bodmers Homer stellt über Stolberg auch Köhler Allgemeine Deutsche Bibliothek 37, 131 ff.; Goethe liest ihn wohl schon in Tiefurt, mehrfach dann auf der zweiten Schweizerreise, und die Weimarer Herren sagen Bodmer persönlich „viel Fleurettes" darüber; zu vergleichen ist auch Merks freilich sehr gedämpftes Lob im Deutschen Merkur 1778 II. 282, er beschränkt es gerade auf diesen Punkt: „Das große Verdienst des deutschen Dichters ist, daß er seinem Original selten einen Nebenbegriff unterschiebt, sondern, soviel möglich, die sinnlichen Ideen des alten Vaters aus seiner Patriarchenzeit wiederzugeben sucht. Das Märchen des Homers ist um keine Folie brillanter geworden."

bitte, in der Uebersetzung, wenigstens in der jambischen, soll sie sich vor ihm niederwerfen. Doch das sind alles schließlich nur größere oder geringere Verzeichnungen; unangenehmer ist es, wenn die edlern Ausdrücke des Originals herabgezogen werden, wie denn der Held meist nicht den andern tötet, sondern ihn mordet oder niederwürgt, ihn nicht zum Hades, sondern zur Hölle hinabsendet, nicht grollt sondern wütet; ja Achill „siedet in glühendem Zorn bei den Schiffen.“ [1]) Daß unter Umständen auch einmal der markigere Ausdruck der treffendere sein kann, ist ja nicht zu leugnen; so halte ich das „Kleid von Gassenkieseln“, [2]) das die Troer dem Paris anlegen sollen, für verständlicher als den „steinernen Rock“ in der zweiten Uebersetzung; aber es ist doch geradezu ein unedles Bild, wenn Mutter und Gattin des Hektor die Stadt „durchächzen“; wenn Hephaistos einherhinkt auf seinen „ausgemergelten Schenkeln“; wenn es von Menelaos, als er den Paris gefehlt, heißt: „er schaut lautheulend empor ins Weite des Himmels“; wenn schließlich Achill dem Hektor droht, daß keiner die Hunde seinem Aas — im Original steht κεφαλῆς! — entwehren soll. [3]) Und an keiner Stelle verführen zu dieser Geschmacklosigkeit die griechischen Ausdrücke. Aehnlich schilt Zeus seine Gemahlin eine „Bübin“, womit Bürger das allerdings nicht leicht zu übersetzende δαιμονίη wiedergiebt; Helena und Paris scheinen bestimmt, „ein Gassenlied der Afterwelt zu sein.“ [4]) Oft ist der stärkere Ausdruck in den jambischen Proben nachher in den hexametrischen wieder gemildert: das „Schlackerwetter und Dezemberfrost“ wird später zu dem wörtlicheren und schlichteren „Winter und unaussprechlicher Regen“; gleich darauf ändert sich das „über'n Wogenstrom des dunklen Ozeans“ entsprechend dem ἐπ' Ὠκεανοῖο ῥοάων zu „über des Ozeans Fluten“; jetzt schwindet auch das so hübsch allitterierende „graß und grausend durch den ganzen Leib“ und die Uebertreibung „ganz von den harten Fesseln wund gefeilt“; das „ozeandurchwandelnde Gebäu“ wird wieder zu dem verständlicheren „meerdurchwandelnden Schiffe.“ [5]) Das κρατερὸν δ' ἐπὶ μῦθον ἔτελλεν I 25 übersetzt Bürger 1771 mit „und erhub — Noch gegen ihn den donnernden Befehl“ und freut sich des glücklich gefundenen Adjektivs, dann steigert er: „und schnob [6]) dies donnernde Gebot ihm nach“, um in der hexametrischen Uebertragung beide Kraftworte wieder vereint fallen zu lassen: „und erhob erschütternde Drohung.“ Schlegel sagt in seiner Charakteristik Bürgers, in der er sonst den Freund und Lehrer nicht schont, von der hexametrischen Ilias, daß infolge der hier besonders bemerkenswerten Treue des Uebersetzers nichts von allem, was dieser poetisch nachgebildet, so frei von Manier sei, und fügt hinzu: „Sein langer Umgang mit dem Sänger hat ihm manches von seiner traulichen und naiven Weise zu eigen gemacht.“ Ich kann dem nicht beipflichten; das Aufgeben der alten Kraftausdrücke treibt zu oft zugleich die letzte Spur von Frische heraus. Den kindlichen Sinn kann man sich nicht geben, man muß ihn haben; Bürger ändert, weil er sich zwingt, dem Original jetzt treuer zu folgen, nicht weil er nunmehr mit demselben fühlt. Der Erfolg ist für uns ein zweifelhafter; wir besitzen jetzt ein recht gekünsteltes Machwerk gegenüber der früheren, natürlicheren Darstellung wohl nicht von Homers Art, aber doch von der Bürgers. Man vergleiche die verschiedenen Uebersetzungen von I. 225 οἰνοβαρές, κυνὸς ὄμματ' ἔχων, κραδίην δ' ἐλάφοιο: in der Probeschrift „du Schlemmer, du Wütrich im Blicke und in der Seele ein Feiger“, 1771 „du Trunkenbold mit deinem Wolfsblick und — Mit deinem Rehherz“, 1784 „Weinberauschter, von Augen ein Hund, ein Hirsch von Gemüte“! Wo Bürger seiner Natur folgte, da dachte er, wie Schlegel sein Verfahren gegenüber den englischen Vorlagen seiner Balladen schildert, „nach dem Grundsatze „Mehr hilft mehr“ die gesamte Wirkung zu erhöhen, wenn er jeder einzelnen Regung, so viel er konnte, an Heftigkeit zusetzte“; wenn Herbst [7]) schon bei Voß derartige Vergröberungen findet, wie ganz anders stellt sich das bei Bürger! Seine

---

[1]) Ich bezeichne von hier ab die jambischen Proben mit kleinen, die hexametrischen mit großen griechischen Buchstaben. Δ. 513 = χόλον θυμαλγέα πέσσει.

[2]) γ 79 = Γ 56; λάϊνος χιτών.

[3]) Ψ. 1; Υ. 36; Γ. 364; Χ. 348.

[4]) Α. 561; ζ. 460.

[5]) γ. 5 = Γ 4; γ. 6 = Γ 5; γ. 46 = Γ 34; ε. 479 = Ε 391; κ. 624 = Λ 439.

[6]) Vergl. auch δ. 26 = Δ. 20.

[7]) Johann Heinrich Voß I. 2. 86.

ganze Sprache „hat einen großen Anschein von Kraft, aber es ist nicht die ruhige, sichere Kraft, sondern wie mit willkürlicher Spannung hervorgebrachte Muskeln“; auch seinen Homer übersetzt er am liebsten wie Shakspeares Macbeth: „Da müssen lauter Stahlfedern sein, die an Ohr und Herz schnellen, daß man's fühlt.“ [1])

Zu der größeren Treue, mit der Bürger in seiner hexametrischen Uebertragung dem Originale nachgeht, stimmt auch die Herübernahme der Eigennamen in griechischer Form. In seinen Jamben wiegt noch die alte Weise der lateinischen Namengebung vor; doch zeigt sich hier bereits ein deutliches Schwanken: neben Juno stellt sich öfters Here, neben Minerva häufig Athene, neben Venus gelegentlich Aphrodite, neben Diana und Aurora je einmal Artemis und Eos. Das Schlimmste ist, daß Bürger außerdem willkürlich eine Reihe von ursprünglichen Beiwörtern verwendet, die er meist aus den lateinischen Dichtern gewonnen hat. Zu Here und Juno tritt so noch Saturnia, ja für die Göttin der Liebe kommen in den geringen Fragmenten sechs Ausdrücke nebeneinander vor: Venus, Cypria, Cytherea, Aphrodisia, Aphrodite, Cypris. Das erschwert natürlich das Verständnis, da stehen wir uns bei Bodmer mit seinen fast ausnahmslos lateinischen Formen und bei Stolberg mit seinen griechischen besser. Bürger brach mit Unrecht über Stolbergs Weise anfangs den Stab; [2]) der letztere frägt schon bei seiner Probe: [3]) „Was gehen Homer und uns die lateinischen Namen an?“ und, wenn er hier wie auch später in seiner Ausgabe die griechischen Formen jedes Mal beim ersten Vorkommen noch erklären muß, Voß kann bereits ohne das auskommen, und während Wobeser wieder bei den lateinischen Namen verbleibt, folgt Stolberg und Voß nunmehr auch Bürger. Damit war etwas gewonnen, an die Stelle des Schwankens tritt ein einheitliches Verfahren, und der Ton des griechischen Dichters sondert sich in der Uebersetzung auch hierin ab von dem der römischen Nachahmer. Freilich wollen sich die Eigennamen überhaupt noch nicht recht eingliedern in das Gefüge des Hexameters; Bürger überträgt sehr oft in ihnen den Tonfall des griechischen Verses ohne Rücksicht auf den Wortaccent im Deutschen. Das Schwanken zwischen Hélena und Heléne [4]) dauert auch jetzt noch fort, Atreides wird auch jetzt noch wie ein selbständiger Eigenname[5]) verwandt; manches andere ist gebessert.

Daß Bürger im Ganzen den homerischen Ton nicht traf, lag zunächst daran, daß es gerade ihm schwer fallen mußte, seine abweichende Eigenart einzuschränken und einen andern Ton, als er ihn gewohnt war, nachzudichten. Wie sauer wird es ihm, sich zu beherrschen! Selbst in der gelungenen Uebersetzung des Gürtels der Venus, voraussichtlich den letzten jambischen Versen, die er niedergeschrieben, muß er die Versuchung erst von sich weisen, wie die Varianten (Angekirre, Koselei) es zeigen. Aber es kommt doch hinzu ein zweiter, noch gewichtigerer Punkt. Bürger ging bei seiner Arbeit gleich anfangs von einem festen Plan, einer vorgefaßten Idee aus, die er dann zunächst in den ganzen jambischen Proben, im Wesentlichen aber auch in seinen Hexametern festhält, und dieser so konsequent gewahrte Standpunkt war ein falscher. Im Gegensatz zu den Franzosen, die den alten Sänger in das modische Gewand des achtzehnten Jahrhunderts kleiden, ihn mit dem Flitterstaat moderner Zierrat und moderner Delikatesse behängen und zurechtstutzen, will er bereits in seiner Probeschrift einen Homer geben, der nach Altertum schmeckt; so allein könne sich der Leser eine Zeit lang in den süßen Wahn hineinzaubern, daß Homer, der alte Homer, in eben derselben Sprache gedichtet, in der die Uebersetzung abgefaßt ist. Als er sich zwei Jahre darauf vor den ersten jambischen Proben nunmehr öffentlich ausspricht, haben ihm mittlerweile Herders Fragmente und Kritische Wälder vorgelegen. Ihre Nachwirkung ist in seinen Worten leicht zu erkennen; seine Anschauung ist aber nur die alte geblieben, Herders Ausführungen müssen ihm dafür neue Stützen geben. Der heutige Deutsche, so meint er jetzt, müsse seinen deutschen Homer aus derselben Entfernung betrachten, wie der Grieche des blühenden platonischen Zeitalters seinen originellen Homer ansah. Ein verhängnis-

[1]) Str. II. 116.
[2]) Str. II. 5.
[3]) S. 958.
[4]) Das letztere z. B. Γ 161, 228, 328.
[5]) Α 309. Γ 271, 275.

voller Irrtum! Wie wenn Homer für die Griechen des platonischen Zeitalters und nicht zunächst für seine eignen Zeitgenossen geschrieben hätte, wie wenn nicht jedes Dichtwerk, wenn es wirken soll, frisch aus der Sprache seiner Zeit fließen muß! Der Grundsatz mußte, konsequent durchgeführt, zu einer bösen archaistischen Künstelei führen; gerade die einfache Wahrheit, die schlichte Natürlichkeit des alten Dichters mußte unter dieser Manier zu Grunde gehen. Was unsere neu erwachte Dichtung damals zur Stärkung brauchte, war das naive Mitempfinden mit einer Zeit, in der man die Kunst noch nicht in Gegensatz zur Natur gestellt hatte, war die fruchtbringende Erkenntnis, daß das echte Kunstwerk im innersten Kern nicht abhängig ist von Zeit und Ort, von jenen alten „rauhen" oder unsern feinen, modernen Zeiten, von griechischem und deutschem Boden. Man verlangte den Homer zu sehen, wie er war, wie er ist, nicht wie er spätern Geschlechtern erschien; es bleibt schließlich dieselbe Schminke, ob man jemand jung oder alt schminkt. So würden wir denn auch in der Weise Bürgers noch nicht mit unsern eignen Augen sehen, sondern nur wieder durch eine neue Brille. Und wie schwer war es, wenn man einmal einseitig von diesem Gesichtswinkel aus seinen Homer betrachtete, der Uebertreibung zu entgehn, dem Zurechtstutzen des Dichters doch wieder nach unserer Façon! Als ein ehrwürdiger Greis, so meint Bürger, wäre Homer den spätern Griechen erschienen, den aber noch keine Runzeln des Alters entstellt hatten. „Jugendliche, zarte und glatte Züge hatte er nicht, sondern stärkere Züge der Schönheit des männlichen Alters. Ueber seine Brust hing ein langer Bart herunter, der vielleicht bei ihnen längst aus der Mode gekommen war. Ungekünstelt floß sein Haar von der Schulter, da es vielleicht bei ihnen die Kunst schon in Locken legte. Sein Gewand schien ihren Augen etwas altväterisch. Kurz, an seiner ganzen Gestalt und Tracht und an seinem ganzen Wesen erblickten sie Solöcismen, die sie auch gar wohl dafür erkannten, aber doch nicht mit Widerwillen ansahen. Homer war den Griechen dieser Epoche, was unserer jungen feinen Welt ein braver, ehrwürdiger Mann nach altem Schrot und Korn ist, dessen Sonderheiten und Solöcismen man gern duldet, ja oft sogar mit Wohlgefallen betrachtet, ob man sie gleich selbst nicht nachahmt." [1]) Der Homer, wie ihn Bürger hier mit wenigen, etwas kräftigen Strichen zeichnet, ist doch wieder nicht viel mehr als eine Theaterfigur, der brave, ehrwürdige Mann nach altem Schrot und Korn, wie er hin und wieder so etwas die Rolle des komischen Alten spielt. Wir freuen uns des frischen Ankämpfens gegen die Manier der Franzosen, die dem alten, guten Homer seinen Bart nahmen, das Haar à la france kräuselten und ihm statt seines altväterischen Gewandes ein Kleid nach dem Schnitte Bitaubés anzogen; das alles sind aber Gedanken, die auch sonst damals auftauchten, denen Herder in demselben Bilde, wie es Bürger hier nachgebraucht, bereits in seinen Fragmenten kräftigen Ausdruck gegeben hatte. Der Unterschied ist nur der: was bei Herder eine gelegentliche Bemerkung ist, um treffend die geleckte Art der Franzosen zu geißeln, wird bei Bürger der Ausgangspunkt für die entgegengesetzte und nach Bürgerscher Art bis ins äußerste getriebene Manier. Popes Ilias, so meint Bürger 1771, würde er seinen Uebersetzer nicht zu häufig lesen lassen, damit er nicht lerne, alle Schranken des Originals nach Willkür zu überspringen und die erhabene Einfalt, ohne die Homer nicht mehr Homer bleibe, mit poetischen Blümchen zu überstreuen. Es ist anzuerkennen, daß Bürger gegenüber seiner Probeschrift hier ein weit besseres Verständnis zeigt von dem Wert des in seinem Vaterlande anfangs so überschätzten Uebersetzers, der nach seinen eignen Worten glaubte, der homerischen Erhabenheit zugleich ovidische Anmut leihen zu müssen, aber die Einfalt des alten Sängers geht unter Bürgers Manier nicht minder zu Grunde.

Jene „Solöcismen", die Bürger im Original erkannte, will er natürlich auch in der Sprache des Uebersetzers nachgeahmt wissen; aber damit nicht zufrieden möchte er sich überhaupt, wo es angeht, der Sprache entwichener Zeiten bedienen, sogenannte verlegene Wörter und Wortfügungen anwenden, um den Eindruck des Antiken zu verstärken. Am liebsten will er solche alte Ausdrücke nehmen, die uns bereits so fern sind, daß man sie gerade noch durchs Perspektiv erkennen kann; sie sollen uns etwas fremd und ungewöhnlich klingen, aber noch ohne das Nachschlagen des Wörterbuchs verständlich sein. Kann man die nicht finden, so mag man sich immerhin auf Worte beschränken, die zwar noch gangbar, aber schon weniger gebräuchlich sind;

[1]) Bohtz S. 136.

diese alten Wörter soll man hervorsuchen, nicht allein, weil sie gut und etwa besser als die neuern sind, oder weil vielleicht dem Gedanken kein anderer als ein alter Ausdruck anpasset, sondern allein deshalb, weil sie alt sind. In einer Anmerkung zu seiner hexametrischen Uebertragung [1]) betont er es ausdrücklich dem servum pecus der Nachahmer gegenüber, daß er diese ausgestorbenen Wörter keineswegs wieder aufzuwecken und im Umlauf zu bringen gedächte, „eben so wenig als ein Maler, der einen alten Römer in seiner Tracht malt, damit das sagum oder die toga wieder Mode machen will“; nur für den Homer wären diese Sonderbarkeiten berechnet und berechtigt. Freilich vor zweierlei muß man sich hüten: jene Worte dürfen nicht dem Pessimismus der Sprache anheimgefallen, nicht unedel geworden sein, und sie dürfen nicht ans Plattdeutsche anklingen und so etwa zum Lachen verführen. Daß aber alle solche alte Flicken auf neuem Gewande dem vornehmsten Gesetz des Stils, der Einheitlichkeit, widersprechen, übersieht er. Wie er den rauhen Zeiten wohl einmal im Metrum gerecht zu werden vermeinte, wenn er einige Rauhigkeiten des Verses mit einfließen lasse, so will er jetzt zum selben Zwecke an der Sprache künsteln; wenn aber jener Plan nur ein schnell hingeworfener Gedanke blieb, diesen führt er durch mit unerbittlicher Konsequenz. In unsern Wörterbüchern spielt die Bürgersche Ilias schon eine bedeutende Rolle; eine genauere Prüfung des Sprachgebrauchs, auch im Verhältnis zu Bürgers selbständigen Dichtungen, würde wertvoll sein.

Es will noch nicht viel sagen, wenn Worte wie anitzt, annoch, benebst, stracks oder etwa die Verben befahren = befürchten, fahn = fangen, erstehn = aufstehn mit Vorliebe gebraucht werden, auffallender sind schon: Ehrengift = Ehrengabe, Brautgift, Farre = Stier, die Kunft = das Ankommen, die Lösung = das Lösegeld, der Rüger = der Richter, das Rüstgezeug, ein Gebrüt von Spatzen, die Schau = der Anblick, die Schöne als Abstraktum = die Schönheit, die Tartsche, der Tost, die Versühnung, das Waffen, der Zage [2]) oder Verba wie fernen = entfernen, gieren = begehren, sich gleichen = sich gleich machen, schrecken intransitiv = erschrecken, verhören = nicht hören [3]). So gebraucht Bürger noch den Teilungsgenitiv nach „viel“, das fast = sehr, baß in komparativem Sinn, minder = geringer an Zahl, kündlich = berühmt [4]). Noch eigener ist das Vorziehen der schon in der alten Sprache selteneren Form Lug für Lüge, ein allrecht = ganz recht, zwier = zweimal in dem zwiergelähmt = ἀμφιγυήεις, entstehn = widerstehn, übergehn = übertreffen, Streitgespan = Gefährte, das häufig gebrauchte Kunder für Herold, sint = seit, weben bald transitiv = wiegen, bald intransitiv = sich bewegen [5]), schließlich das Merkwürdigste von allem, ein überhaupt bislang nicht erklärtes Wort: Arf [6]). Bürger bemerkt: „Auch in unserer alten wie noch heut' in der englischen Sprache, Wurfspieß“; beides ist unrichtig. Die angeführten Beispiele ließen sich leicht vermehren, aber schon das Gegebene wird zeigen, in welchem Umfang Bürger alte, schon ganz abgestorbene oder wenigstens ungebräuchlich gewordene Worte zu seinem Zwecke herüberzieht. Dazu kommen noch Ausdrücke, die doch aus dem Niederdeutschen eindringen, trotzdem Bürger sich gerade davor hüten wollte, so mehrfach bebern = zittern, Kamp = Feld, das erst in der hexametrischen Uebertragung auftauchende Kump für κρητήρ, Stärke = Kuh, vergröllt = verbittert [7]). Schon Klopstock findet in der ihm von Cramer vorgelegten Probe „gewisse Wörter zu alt oder nicht gut“, und Voß trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er später dem Freunde schreibt: „Dann, mein Lieber, haben Sie mir auch zu viel alte oder gewagte Wörter, die dem deutschen Leser gewiß unverständlicher oder befremdender sind, als dem Griechen Homers Sprache war; seinem Zeitgenossen, meine ich, denn der neuere geht uns hier nichts an.“ [8])

---

[1]) Bohtz S. 206.

[2]) Ich füge für jedes Wort eine Belegstelle bei: γ. 88, Λ. 470, α. 64, α. 755, α. 138, α. 331, ε. 606, Β. 312, ζ. 601, ζ. 210, Δ. 447, Γ. 337, α. 549, Ε. 290, ζ. 567.

[3]) Υ. 124, Χ. 142, Β. 22, ε. 735, Υ. 13.

[4]) ε. 135, α. 781, ε. 724, Β. 121, ζ. 202.

[5]) ε. 889, γ. 81, Λ. 607, Δ. 68, α. 573, ε. 660, β. 34, α. 8, ζ. 609, Υ. 162.

[6]) γ. 25, ε. 486. Vergl. Bohtz S. 180.

[7]) Υ. 281, ε. 108, Λ. 470, ε. 199, Υ. 252.

[8]) Str. I. 104; II. 68.

Stimmung und Anregung zu derartigen Versuchen holt sich Bürger aus der Lektüre der ältern deutschen Schriftsteller, der Hinweis auf die letzteren lag damals in der Luft; vor allem war es, zum Teil in Anlehnung an Klopstock und Bodmer, der Göttinger Kreis, der diese nationale Aufgabe mit auf seine Fahne schrieb. Boie plante selbst eine Ausgabe der Minnesinger, und Voß schrieb im April 1773 an seinen Freund Brückner: „Die Minnelieder sind ein wahres Schatzhaus von deutscher Sprache und origineller Empfindung, und man kann sie leicht verstehen lernen . . . . Die lieben Alten und Doktor Luthers Sprache studiert, so kann man Originalsprache bekommen", und im Oktober wiederholt er's: „Alte Sprache? Die sollst du aus den Minnesängern und aus Vater Luther lernen!"[1]) So erhebt auch Bürger die Forderung, daß der Uebersetzer sich in die kraftvolle Sprache Luthers vertiefen und anderseits die mittelhochdeutsche Poesie von den Minnesingern bis auf Opitz herab studieren solle, um darnach seinen eignen Ton zu stimmen und ihren einfacheren Satzbau sich zum Muster zu nehmen. Es sind an sich treffende Worte, die Bürger hier[2]) zum Lobe unserer älteren Sprache beibringt: „Sie hatte eine schöne Präcision, Anstand, eine rührende natürliche Einfalt, starke Farben und einen männlichen Charakter. Herrliche Eigenschaften, die Sprache einer Ilias abzugeben! Ihr Ausdruck liefert sogleich dem Leser den wahren und echten Gedanken des Schriftstellers, nicht vergrößert, nicht verkleinert, nicht gestärkt, nicht geschwächt, nicht mit verdrießlicher Zweideutigkeit und Ungewißheit, sondern so, wie er diesem in der Seele schwebte." Schöne Worte, aber die starken Farben streifen doch leicht den zarten Hauch ab von der Poesie des Griechen, sie vergröbern das Goldgewebe, und Homers Hektor, wie Bürger selbst an anderer Stelle bemerkt, ist nicht Deutschlands Hermann; Bürgers Homer geriet in die Gefahr, ein Bärenfell zu tragen. Mögen die nationalen Eigentümlichkeiten, je weiter die Zeit zurückliegt, um so schwächer heraustreten, sie sind doch vorhanden, und die homerischen Epen zeigen sie deutlich. Aber Bürger will eben seinem Homer nicht nur den Schein des Altertums geben, er will den Geist Homers, wie er in seinem antihexametrischen Aufsatz sagt, mächtig packen und ihn wie Sturmwind aus Jonien nach Deutschland reißen. Dazu die „gedrungene, markige, nervenstraffe Deutschheit", dazu das Verwischen alles Nationalgriechischen, um an dessen Stelle die noch recht oberflächliche, wenig tief greifende Beziehung auf das deutsche Mittelalter zu setzen. So heißen die homerischen Helden mehrfach Ritter, Degen, Kriegesdegen, auch wohl Junker, sie gebieten über ihre Knappen und Sassen, ihre Verwandten nennt der Dichter Magen oder auch Sippschaft, ihr Haus ist eine Burg, ja selbst das Heim der Götter, der αἰπὺς Ὄλυμπος, wird zur hohen Himmelsburg. Dies mittelalterliche Kolorit wird in den jambischen Resten in immer wachsender Stärke aufgetragen, in den Hexametern dagegen nimmt es wieder bedeutend ab. Wielands Bemerkung[3]), daß durch solche Wörter „aus Deutschlands Ritter- und Heldenzeit das Kolorit und der Ton etwas Antikes, Naturkräftiges, von der modernen Zierlichkeit Abstechendes, kurz etwas Homerisches erhalte", daß eben um seiner „starken, kräftigen, echtdeutschen Heldensprache" willen Bürgers Homer ein klassisches Buch auch für unsere Sprache sein und bleiben werde, können wir nicht unterschreiben. Dazu macht uns jene Heldensprache zu sehr den Eindruck des mosaikartig Zusammengefügten; in die unklare Mischung hinein spielen auch ganz moderne Farben; es ist Bürger nicht gelungen, einen einheitlichen Ton zu erzielen, ganz abgesehen davon, wie weit der homerische gewahrt ist. In der ersten Anmerkung zu seiner hexametrischen Uebertragung bemerkt Bürger anknüpfend an sein „göttlich" = δῖος ganz richtig, daß derartige Epitheta immer, man mag sich auch drehen und wenden, wie man will, in der Uebersetzung einen bedeutungsvollern Nachdruck gewinnen, als ihn der alte Dichter beabsichtigt hatte. Bürger sieht sie nur als Titulaturen an, ähnlich den unsrigen, und meint, man sollte sich eigentlich nicht scheuen, sie in diesem Sinne zu übertragen. „Ein δῖος, διογενής u. s. w. wäre wohl nichts anders, als ein erlauchter, hochgeborner Herr; und man möchte auch lachen, was man wollte, so wäre es doch vielleicht wahrer, echter Homerston, so zu übersetzen." Ebenso scheinen ihm ἱππότα, ἱππόδαμος u. s. w. nur die Standesperson zu bezeichnen, wie ja auch unsere „Ritter" oft auf keinem Pferde gesessen haben! Nun das ist

---

[1]) Briefe I. 138. 150 f.
[2]) Bohtz S. 137.
[3]) Str. I. 303. 355.

doch nicht viel anders, als wenn bei dem guten Bodmer Odysseus dem Thersites droht, ihm „den Rock und die Weste“ vom Leibe zu reißen[1]). In der Uebersetzung selbst freilich hat Bürger jene Idee nicht ausgeführt; wohl aber versucht er es, in seinen Jamben wie in seinen Hexametern[2]) mit dem romantischen Namen: Apollo Güldenschwert und meint so die „Homerheit“ besser zu wahren als durch das einfache Weglassen des Beiworts. Das alles stimmt den Leser aus dem homerischen Ton gründlich heraus, aber nicht „unumgänglicher Weise“, wie Bürger meint, sondern nur infolge jenes falschen Prinzips, aus dem griechischen Sänger einen in allen möglichen Zeitfarben schillernden deutschen Barden machen zu wollen.

Und noch eins erwartet Bürger von dem Ideal seines Uebersetzers: er soll despotisch umgehen mit seiner Sprache wie ein zweiter Shakspeare oder Klopstock. „Er soll so lange mit ihr ringen und kämpfen, bis sie so geschmeidig geworden, daß sie sich dem Gedanken des Originals aufs Genaueste anschmiegt. Er muß Recht haben, zusammengefügte Wörter auseinanderzureißen und einfache zusammen zu fügen“. Was das bei Bürger heißt, mag die unten gegebene Tabelle[3]) beweisen, in die ich die Zusammenfügungen Bürgers aufnehme, die sich, soweit ich sehen kann, nur bei ihm oder bei ihm zuerst finden. Aber damit ist doch nur eine Seite der eigentümlichen Sprache in unsern Fragmenten herausgehoben, auch sonst geht Bürger despotisch um mit dem Vorhandenen. Wie er hier willkürlich zusammenfügt, so reißt er anderes wieder auseinander, wie Wein der Ehren = Ehrenwein, Klagen des Wehes = Wehklagen[4]); er bildet sich Worte wie der Traf von treffen, der Ueberschritt von überschreiten, umgekehrt von Geschäft geschäften, fröhlichen = fröhlich machen, etwas bewinken = durch Zuwinken bestätigen, entneigen = entfremden[5]); er hat seine eignen Superlative: geringgeschätztest, frühhinfälligst[6]); die ἀμβροσίη νύξ

---

[1]) In der Uebertragung von Β. 262.

[2]) ε. 628. Ε. 509.

[3]) Befreiungsschätze (α. 20 in der ersten Fassung, α. 529), Blutgerünst (Ψ. 41), dreigezackt (Ε. 393), erdebewandelnd (Ε. 442), erzbegründet (α. 607), Erzfeldherr (α. 25. 533, ε. 697. 702), farrenledern (Ε. 452), farrenäugig (Λ. 551. 568, Δ. 50), Feierhain (ζ. 177), Feldherrngang (Δ. 230), Feldherrschaft (Β. 204), Fluchtverbreiter (ζ. 133. 366), Fünfzack (α. 660), Fußflur (Δ. 1), gassenbreit (Δ. 52), gassengeräumig (Β. 29. 141 etc.), Gastbefreundung (ζ. 308), Gegenort (Β. 635), grundtiefstrudelnd (Υ. 73), Güldenschwert (ε. 628, Ε. 509), güterselig (ζ. 19), Habbegierde (Α. 122), hauptbetostet (Δ. 533), Heldenwürger (α. 337), Herdenmann (γ. 254), herdenselig (β. 144), himmeläugig (ε. 514. 895. 994. 1035), himmelherab (Λ. 195. 208), Himmelsdonnerer (ε. 833), Himmelsjägerin (ε. 549), Honigwein (ζ. 346), Kriegeshold (Γ. 21. 52 etc. Δ. 13 etc. Ε. 561), Kriegeswüterich (ζ. 132. 365), Kronenhöhe (ε. 941), Kunstgeschäfte = ἔργα γυναικῶν (ζ. 419. 632), Kunstweib (δ. 178), Lanzenvermögen (Β. 530), lanzenversucht (Ε. 197), leibandringend (Β. 604), Leibbund (Δ. 186. 215), Leidmahl (Ψ. 29), leinenverpanzert (Β. 529), Liebeskind (ε. 87), lockenlieblich (Δ 512, Α. 36), Lösegeschenk (Χ. 349), Luftgebau (ζ. 409), manngemut (γ. 244, ζ. 248), Mauernzertrümmrer (Ε. 31), Mittelfeld (γ. 433), Mittelplan (γ. 94. 113. 341), mordtriefend (Ε. 31), mutschnaubend (γ. 11), Nabelschild (ζ. 160), Regiererstab (β. 63), Reiseschiff (γ. 306), Roßbuschhelm (γ. 426), rundgenabelt (Δ. 448), schenkelgeharnischt (Γ. 377), schenkelgeschwind (Λ. 58. 489, Χ. 344), schenkelrasch (α. 694, ζ. 541, Α. 84. 121 etc. Β. 688), schlachtenbelobt (Β. 408. 563 etc. Γ. 96, Δ. 220, Ε. 114 etc.), Schmerzerwecker (δ. 149), schnellgeschenkelt (Β. 790. 795, Γ. 129, Ε. 295), schönfußgeharnischt (Β. 331, Γ. 86. 304), schöngeharnischt (Ε. 264), Sühngeschenke (α. 554), Tartschenschwinger (ε. 153), Täuschungstraum (β 8. 11), thronerhaben (α. 861), überbeherzt (Δ. 365), urentspringen (Υ. 214), Vatermut (ε. 152), Völkerweider (α. 370, β. 117. 143, ε. 633), Wagenbetrauter (Β. 336. 601 etc., Δ. 317. 257 etc.), wangenschön (Α. 143. 184. 310 etc.), Wehrzertrümmerer (ε. 37. 559), Weihstadt (α. 518), Wetterstrom (Ε. 88), windschnellfüßig (Ε. 353. 368, Β. 786), Wolkenschwärzer (α. 565), Wollenherde (ε. 166), wuchergierig (α. 212), Wunderschönheit (Χ. 370).

[4]) Δ. 260; Ψ. 10. 97.

[5]) Υ. 259. 276; Γ. 107; α. 847; γ. 315; Α. 527; α. 793.

[6]) Α. 516; Λ. 505.

macht er gelegentlich zur ambrasüßen Nacht[1]). Wenn andere das πάππα mit dem entsprechenden deutschen Laute wiedergeben, so bildet er sich aus dem παππάζειν ein „entgegenpapaen“[2]). Ganz besonders ärgern ihn unsere „fatalen, langen Bindewörter“; in den meisten wohlgebildeten europäischen Sprachen sind solche „Lumpenwörter“ einsilbig; daraus nimmt er sich das Recht, das „oder“ ohne weiteres in „o'r“ zusammenzuziehen, statt „entweder—oder“ schlägt er vor, ohne das freilich in die Praxis zu übertragen, künftig „o'r—o'r“ zu setzen[3]). Ich glaube, wir werden uns auch zu den „unbefugten Tadlern aus dem stillen und lauten Publikum“ gesellen, denen solche „Schöpfer unserer Sprache“ nicht nötig erscheinen; sie erfordert nicht, wie Bürger meinte, „wie das Schwert Karls des Großen eine Faust“! Es ist wahr, auch Voß ist nicht frei von kühneren Wagnissen, auch nicht in seiner ersten Odyssee; auch bei ihm stößt der unbefangene Leser auf manche Bedenklichkeiten, die ihn „vor die Stirne oder an die Nasenspitze stoßen“; auch er will den hochdeutschen Dialekt durch die kernhaften Wörter des Niederdeutschen, die moderne Sprache durch die kräftigeren Ausdrücke der ältern erweitern; einige durch Bürger zuerst gebildete Worte nimmt er stillschweigends auch in seinen Homer auf; aber wie himmelweit verschieden ist der Grad der Neuerung und, so lange noch nicht die Künsteleien in der Wortstellung vorwiegen, das Sprachgefühl im Einzelnen! So hat sich denn der Erfolg fast stets für Voß und gegen Bürger entschieden; Voß hat wirklich in andauerndem Ringen mit dem Original eine Art homerischer Sprache geschaffen, wie sie Bürger anstrebte; sie war nicht ganz zu entbehren, wenn man eine Uebertragung haben wollte, die uns den Homer wirklich kennen lehrt, indem sie ihn uns zu genießen giebt[4]). Aber die größere Bildsamkeit unserer Sprache durfte auch der Homerübersetzer nur da in Anspruch nehmen, wo die vorhandenen Bildungen nicht ausreichten; er mußte sich ferner stets bewußt bleiben, daß jene Bildsamkeit ihre Grenzen hat; aus der Not durfte er vor allem keine Tugend machen wollen. Heutzutage dringt von wissenschaftlicher Seite aus mehr und mehr die Erkenntnis vom eignen, selbständigen Leben der Sprache durch, die einer Pflanze gleich aus in ihr liegenden und ihr eigentümlichen Bedingungen heraus sich entwickelt und durch stärkeres Beschneiden wie durch häufiges Aufpfropfen ihre beste Kraft verliert.

Ueber Bürgers Proben spricht sich Voß, als er an seiner eignen Ilias arbeitet, Gleim gegenüber sehr hart aus[5]): „Er mißfiel mir so sehr wie von Anfang an durch seinen wunderlichen Ton, der, wie das Zaubergetöse in Tassos Walde, viel Unangenehmes, Komisches und Gemeines und Altfränkisches und Kräftelndes und Falschverstandenes und Gott weiß was sonst für Gemengsel, mit einigen edlen Tönen versetzt, zugleich hören ließ.“ Wir werden dies harte Urteil wohl etwas mildern, vor allem soll das Fortschreiten des Dichters auf dem Wege peinlicher Treue zu einer immerhin größern „Homerheit“ in seinen Hexametern nicht verkannt werden, aber, wie er nicht der Mann war, bei einer so großen, aufopferungsvollen Arbeit so lange zu bleiben, bis er sie durchgerungen, so war er von vornherein auch in seiner dichterischen Eigenheit nicht im Stande, das schlichte Lied des alten Sängers rein und klar wiederzugeben. Seine Versuche sind in dem, was sie erstreben, noch mehr als in dem, was sie erreicht haben, eine bemerkenswerte Stufe in der Geschichte der Homerübertragungen; sie haben damals das Interesse an Homer nicht unwesentlich gefördert, sie halfen mit, oft nur durch ihren Gegensatz, einem Größern den Weg bahnen. Ein klares, volles Verständnis freilich erschließt sich gerade für Homer nur dem, der ihn in der Sprache des Dichters liest; den ferner Stehenden wird das Altertum besser als durch Uebersetzungen dann wach, wenn ein Dichter, ein Künstler die antike Welt zu freier Produktion nach unserm Bewußtsein und für dasselbe mit selbständig schöpferischer Kraft verarbeitet, wie denn schließlich für jeden die Vertiefung ins Altertum wie alle historische Kenntnis nur ein Durchgang, eine Bildung für das Leben der Gegenwart sein soll.

---

[1]) ß. 77.

[2]) E. 408.

[3]) Bohtz S. 181; Str. II. 340.

[4]) Vgl. Wielands Briefe IV. 4 ff. Wieland fordert Voß hier auf, einen kleinen Aufsatz über die Notwendigkeit einer eignen homerischen Sprache in das Museum oder in den Merkur zu geben.

[5]) Briefe II. 281.

